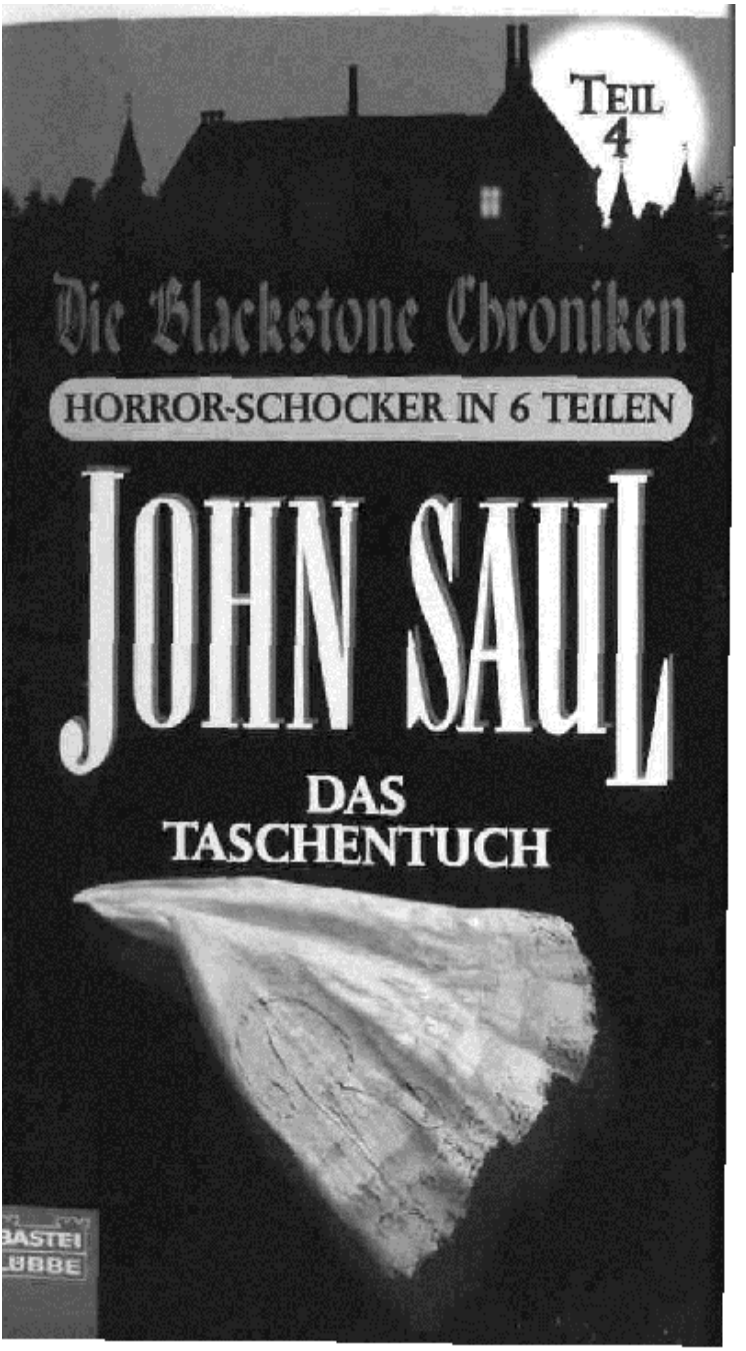

Teil 4
Die Blackstone Chroniken
HORROR-SCHOCKER IN 6 TEILEN
JOHN SAUL
DAS TASCHENTUCH
BASTEI LÜBBE

Eine dunkle Gestalt schleicht durch Blackstones Straßen und verteilt geheimnisvolle Geschenke, deren Ursprung in der Vergangenheit des alten,
leerstehenden Irrenhauses liegt. Dort haben angesehene Familien jahrelang ihre kranken und unerwünschten Angehörigen eingesperrt, um die Fassade der heilen Welt aufrechtzuerhalten. Doch jetzt erwachen das Böse und das Leid, die sich dort im Verborgenen abspielten, wieder zum Leben, und die Fassade beginnt zu bröckeln ...
Auf der Suche nach alten Anstaltsunterlagen stößt Oliver Metcalf auf ein wunderschönes, handgenähtes Taschentuch. Das kunstvoll aufgestickte >R< bringt ihn auf die Idee, es Rebecca Morrison zu schenken, die gerade eine grauenvolle Familientragödie miterleben mußte. Doch wem gehörte einst dieses Taschentuch? Kann es Rebecca trösten? Oder wird es Anlaß zu neuen Tränen geben?

JOHN SAUL IM TASCHENBUCH-PROGRAMM:
DIE BLACKSTONE CHRONIKEN
13 970 Band l Die Puppe
13 971 Band 2 Das Medaillon
13 981 Band 3 Der Atem des Drachen
13 990 Band 4 Das Taschentuch
14 136 Band 5 Das Stereoskop 14 146 Band 6 Das Irrenhaus

Die Blackstone Chroniken
Teil 4

JOHN SAUL

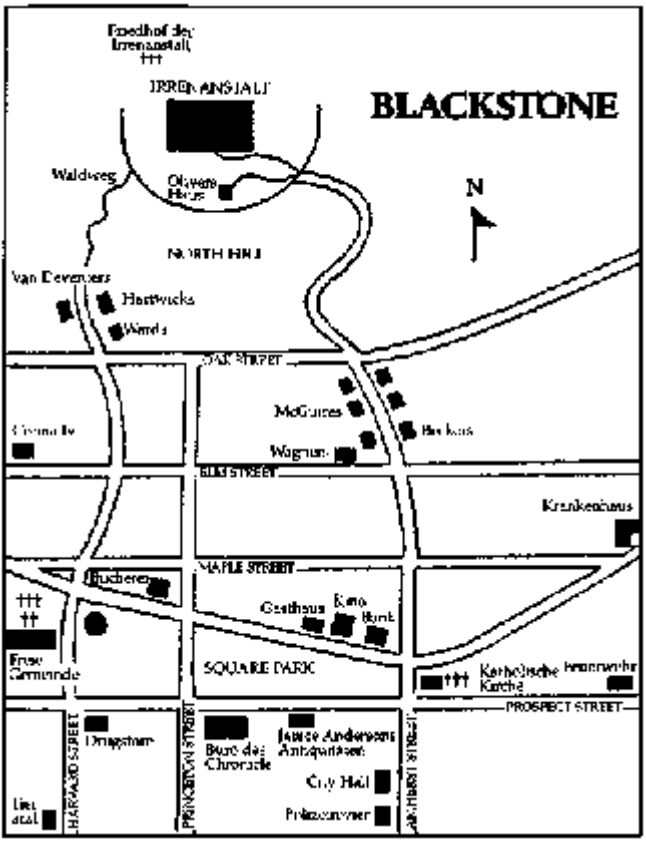
Das Taschentuch

Ins Deutsche übertragen
von Joachim Honnef

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH Band 13 990

Erste Auflage: Juli 1998
© Copyright 1997 by John Saul
All rights reserved
Deutsche Lizenzausgabe 1998 by
Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe GmbH & Co.,
Bergisch Gladbach
Originaltitel: The Blackstone Chronicles, Part 4 In the Shadow of Evil: The Handkerchief
Lektorat: Vera Thielenhaus
Titelbild: Hankins & Tegenborg Ltd., New York
Umschlaggestaltung: QuadroGrafik, Bensberg
Satz: Fotosatz Steckstor, Rösrath
Druck und Verarbeitung: Brodard & Taupin, La Fleche, Frankreich
Printed in France ISBN 3-404-13990-9
Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer

Für Linda mit Liebe und Blumen



Es war wieder soweit.

Der Mond, hoch am Frühlingshimmel, schien in die lange verborgene Kammer und überzog die Gegenstände darin mit silbernem Schimmer. Die dunkle Gestalt sah in dieser Nacht jedoch nichts außer dem Taschentuch. Sie hielt die weichen Falten graziös in ihrer behandschuhten Hand, und das verblichene Leinen schien in einem eigenen Licht zu erglühen. Die dunkle Gestalt nahm auch nicht wahr, daß die Luft jenseits der Mauern von den ersten Paarungsrufen der Insekten und Frösche

erfüllt war, die nach dem Winter langsam erwachten; in den dunklen Räumen des Gebäudes herrschte immer noch die Stille von fast einem halben Jahrhundert.
In dieser Stille und im silbrigen Mondschein strich die dunkle Gestalt liebevoll über das Taschentuch, und eine Erinnerung stieg in ihr auf...

Prolog

Die Frau erhob sich melancholisch vom Bett, ließ ihre Hand über die seidenen Laken gleiten und streichelte die Weichheit der Kaschmirdecke, bevor sie zum Fenster schritt und hinausblickte. Es war später Nachmittag. Unterhalb des Fensters pflegten zwei der Gärtner die Rosenstöcke, die sie im vergangenen Jahr angelegt hatte, während ein anderer die niedrige Buchsbaumhecke schnitt. Einige ihrer Gäste spielten auf dem großen Rasen jenseits des Rosengartens Federball, und als einer davon aufblickte, winkte sie fröhlich.

Einen Augenblick lang spielte sie mit dem Gedanken, sich anzukleiden und zu ihnen zu gehen, doch dann besann sie sich anders.

Es war besser, in ihrem Boudoir zu bleiben, sich auszuruhen und ihre Privatsphäre zu genießen, bevor die Festlichkeiten des Abends begannen.

Was gab es heute abend?

Ein Gesellschaftsessen mit anschließendem Tanz?

Oder einen Maskenball mit Mitternachtsimbiß und Champagnerfrühstück kurz nach dem Morgengrauen?

Sie wußte es im Augenblick nicht mehr, aber das machte nichts, denn eines der Hausmädchen würde sie daran erinnern, wenn es an der Zeit war, sich für den Abend anzukleiden.

Sie wandte sich vom Fenster ab, schlenderte zum Bett zurück und streckte sich noch einmal darauf aus. Dann

nahm sie das Stück feinstes Leinen, das sie jetzt einige Wochen lang bestickt hatte. Es war mit Spitze gesäumt, und jeder Stich war perfekt zu einem Blumenmuster gearbeitet, das so kunstvoll gewunden war, daß sie fast den Duft der Blumen riechen konnte. In eine Ecke hatte sie eine Initiale gestickt, ein verziertes R, um den Rang der Empfängerin des Taschentuchs anzudeuten. Regina.

Die Königin würde über ihr Geschenk erfreut sein und sie vielleicht sogar an ihren Hof rufen - eine äußerst vergnügliche Ablenkung, weil es Monate her war, daß sie ihren Landsitz verlassen hatte.

Sie breitete das Taschentuch auf dem Schoß aus und widmete sich der letzten Stickerei. Das R war von einem weiteren komplizierten Blumenmuster umgeben, gestickt mit dem feinsten und zartesten Seidenfaden, und es verlieh dem Taschentuch eine schwache Aura von Farbigkeit, die fast mehr Illusion als Realität war. Die Stickerei war so fein, daß sie aus dem Gewebe selbst aufzutauchen schien, und jede Seite war so perfekt wie die andere. Selbst das Monogramm hatte sie seitenverkehrt gestickt, so daß das Taschentuch von beiden Seiten gleich aussah.

Eine Stunde später arbeitete sie den letzten Faden in das Muster ein und schnitt das Ende so geschickt ab, daß es sofort im Muster verschwand. Plötzlich hörte sie ein Klopfen an der Tür, das die Ankunft ihres Dienstmädchens ankündigte. Sie legte das Taschentuch beiseite und zog ihren Morgenrock fester zusammen. »Herein«, sagte sie.

Die Tür wurde geöffnet, und das Dienstmädchen tauchte auf. Es trug ein Silbertablett, auf dem sie

Mit Hilfe zweier weiterer Pfleger schnallten der Arzt und die Schwester die sich aufbäumende Patientin mit dicken Riemen auf dem Bett fest. Als die Frau ruhiggestellt war, wies der Arzt die Pfleger an, den Mund der Patientin offenzuhalten.
Während die Frau stöhnte, sich aufbäumte und würgte, führte der Arzt einen Plastikschlauch in ihren Mund, durch die Kehle und in ihren Magen ein.
»So, das dürfte reichen.«
Bevor er ging und die Schwester die ruhiggestellte Patientin zu füttern begann, bückte sich der Arzt und hob das beschmutzte Taschentuch vom Boden auf. Er hielt es vorsichtig zwischen zwei Fingern, betrachtete die kunstvoll gestickte Initiale und die perfekt gearbeitete Spitze. »Interessant«, sagte er, mehr zu sich selbst als zu der Schwester. »Ich frage mich, für wen sie es in ihrer Einbildung gemacht hat.« Er knüllte das Taschentuch zusammen, stopfte es in die Tasche seines weißen Kittels und verließ das Zimmer.
Die Frau auf dem Bett wollte schreien, wollte ihn anflehen, ihr nicht das schöne Taschentuch abzunehmen, an dem sie so viele Wochen gearbeitet hatte, aber durch den Schlauch in ihrer Kehle wurde nur ein unverständliches Stöhnen aus ihrem Aufschrei. Sie sah das Taschentuch nie wieder.
Einen Monat später, als sie schließlich von den Riemen befreit wurde, mit denen sie aufs Bett geschnallt worden war, wartete sie, bis sie allein war. Dann erhängte sie sich mit dem Gürtel ihres Morgenrocks am Kleiderhaken ihrer Tür.
Die dunkle Gestalt starrte immer noch auf das Taschentuch und ließ ihre Hand über das perfekt

gestickte R gleiten, das in eine seiner Ecken eingearbeitet war.
Der Buchstabe sagte ihr, wer die Empfängerin sein mußte.
Sie bedauerte nur, daß sie es nicht persönlich überreichen konnte. Aber sie wußte, wie sie das Taschentuch zu seinem Bestimmungsort leiten konnte und wer es erhalten würde ...

Oliver Metcalf hatte Frühlingsgefühle. Es gab einfach keine andere Erklärung dafür. Die ersten Symptome hatten sich früh an diesem Morgen gezeigt, als er bei einer zusätzlichen Tasse Kaffee in seiner Küche saß und ein Rotkehlchen-Paar beobachtete, das miteinander schnäbelte. Es war der erste Morgen, an dem es warm genug war, um das Fenster zu öffnen, und die Luft war vom Moschusgeruch des Laubs erfüllt, das langsam verfaulte, nachdem die Schneedecke des Winters endlich verschwunden war.
Er atmete den Frühlingsduft ein und verspürte einen ersten schwachen Wunsch, sich den Tag frei zu nehmen. Er ignorierte den Wunsch natürlich, denn heute war Dienstag, der Redaktionsschluß für den wöchentlich erscheinenden *Chronicle.* Aber das verführerische Gefühl, sich gehenzulassen, das beim Vogelgesang über ihn gekommen war, verstärkte sich ein paar Minuten später, als er die Harvard Street hinab zu dem Ort am Fuß des North Hill ging.
Sein Schritt, der als forsches Fitneßtraining begonnen hatte, war zu einem gemächlichen Schlendern geworden, und er legte immer wieder Pausen ein, um die Krokusse und Narzissen zu bewundern, die anscheinend seit

gestern mindestens fünf Zentimeter aus dem Boden geschossen waren. Als er zur Main Street gelangte, war ein Halt bei dem Gasthaus >Rote Henne< schon unbedingt erforderlich, und heute morgen wurde aus der Viertelstunde Klatsch, die als >Informationsaustausch< getarnt war, schnell eine halbe Stunde. Und als er endlich ging, saßen Bill McGuire und Ed Becker immer noch an der Theke und verschoben den Beginn ihres Arbeitstags unter dem Deckmantel eines ernsthaften Gesprächs über die Finanzierung des Blackstone Centers und wann diese endlich gesichert sein würde.

Daß Melissa Holloway, die bei der letzten Konferenz des Aufsichtsrats offiziell zur ständigen Direktorin der Bank ernannt worden war, ihnen gesagt hatte, sie könnten vor Juni nicht mit Kreditzusagen rechnen, hatte anscheinend bei Bill und Ed keinen Eindruck gemacht.

Aber es lag an diesem Tag; heute zog anscheinend jeder es vor, Spekulationen anzustellen, anstatt zu arbeiten. Als Oliver schließlich beim *Chronicle* eintraf, war es das gleiche.

»Jeder will wissen, wann Sie eine Story bringen, in der steht, was eigentlich los ist«, sagte Lois Martin, als er die Tür zur Redaktion öffnete. »Ich habe soeben einen weiteren Anruf erhalten -diesmal von Edna Burnham. Sie sagte, jeder in der Stadt redet und mutmaßt, und Sie müßten das stoppen.«

Die Temperatur von Olivers angenehmer Frühlingsstimmung sank auf winterliche Kälte. Er wußte nur zu gut, wovon Lois sprach: Seit Martha Ward vor einem Monat ihr eigenes Haus niedergebrannt hatte und in den Flammen umgekommen war, hatte es keinen Tag gegeben, an dem nicht jemand bei der Zeitung angerufen

hatte, um zu erfahren, welche - genaue - Verbindung es zwischen den Selbstmorden von Elizabeth McGuire, Jules Hartwick und Martha Ward gab.
Doch soweit Oliver das sehen konnte, gab es überhaupt keine Verbindung.
Vielleicht ein paar merkwürdige Zufälle, aber nicht mehr.
Edna maß der Tatsache unheilvolle Bedeutung zu, daß alle drei Selbstmorde kurz nach Vollmond geschehen waren.
Aber Wahnsinn bei Vollmond gab es in der einen oder anderen Form schon seit Jahrtausenden, und angesichts der Tatsache, daß alle drei von Blackstones tragischen Opfern unter Streß gestanden hatten, war Oliver nicht bereit, den Vollmond als Ursache bei irgendeinem der Selbstmorde zu akzeptieren. Vielleicht als Auslöser, aber gewiß nicht als mehr.
Aber wenn Edna Burnham Antworten verlangte, dann mußte das Gerede ernster geworden sein, als Oliver gedacht hatte.
»Hat sie eine neue Theorie, oder regt sie sich einfach unnötig auf?« fragte Oliver.
Lois Martin zögerte bei der Beantwortung der Frage, und als sie sprach, schaute sie Oliver nicht an.
»Sie fragt sich, ob nicht alles irgendwie auf die Irrenanstalt zurückzuführen ist.«
»Die Irrenanstalt«, wiederholte Oliver. »Und hat sie gesagt, was sie auf diese Idee gebracht hat?«
Lois schaute ihn endlich an. »Eigentlich mehrere Dinge«, sagte sie und nahm einen Notizblock, auf dem sie einige der Punkte notiert hatte, die von der alten Mrs. Burnham bei ihrem Anruf zur Sprache gebracht worden

waren. »Erstens die anonymen Geschenke«, sagte Lois. »Edna behauptet, sie hat Getuschel über geheimnisvolle Gegenstände gehört, die aufgetaucht sind, zuerst bei den McGuires, dann im Haus von Jules Hartwick und Martha Ward. Sie sagt, keiner weiß, woher diese Gegenstände gekommen sind.«

Olivers Miene nahm einen ungläubigen Ausdruck an. »Na, kommen Sie schon, Lois! Welche Gegenstände?«

»Nun, Bill McGuire sprach über eine Puppe, die ein paar Tage vor Elizabeth' Selbstmord mit der Post kam, und Rebecca erzählte ihr von einem goldenen Feuerzeug...«

»Ich weiß, woher das kommt«, sagte Oliver. »Da gibt es nichts Geheimnisvolles. Rebecca und ich fanden es auf dem Flohmarkt.«

»Ich weiß, ich weiß.« Lois hob eine Hand, um seinen Einwänden Einhalt zu gebieten. »Edna hat einige Ermittlungen auf eigene Faust durchgeführt. Sie war drüben in der Bücherei und hat mit Rebecca geplaudert. Und sie hat anscheinend Janice Anderson gefragt, woher sie das Feuerzeug hat, und Janice kann sich nicht erinnern, es jemals gesehen zu haben, bevor Rebecca es an jenem Morgen kaufte.«

Oliver seufzte.

»Vermutlich kann sich Janice bei der Hälfte der Waren in ihrem Antiquitätenladen nicht mehr daran erinnern«, sagte er. »Und das Zeug, das sie auf dem Flohmarkt verhökerte, war nur Trödel. Außerdem, was ist mit Jules Hartwick? Welcher geheimnisvolle Gegenstand ist dort angeblich aufgetaucht?«

»Ein Medaillon«, erwiderte Lois. »Celeste fand es nach der Schneeschmelze auf dem Rasen.«

»Was bedeutet, daß jeder es irgendwann zwischen

Dezember und dem Zeitpunkt vor drei Wochen dort verloren haben kann, als Celeste und Madeline Hartwick von Boston zurückkehrten«, wandte Oliver ein. »Ich würde dies nicht als schlüssigen Beweis von irgend etwas bezeichnen.«
»Hey, lassen Sie es nicht an mir aus«, protestierte Lois. »Ich berichte nur, was Edna Burnham gesagt hat.«
»Die *sagt* viel«, bemerkte Oliver trocken. »Aber worauf will sie eigentlich hinaus? Meint sie, daß irgendein Fluch auf diesen Gegenständen lastet?«
Lois Martin zuckte die Achseln. »Das haben *Sie* gesagt, nicht ich.« Sie zögerte, doch dann entschloß sie sich, alles zu erzählen, was Edna gesagt hatte. »Sie meinte ebenfalls, Rebecca habe in der Nacht jemanden gesehen, in der die Feier im Haus der Hartwicks stattfand - vermutlich die Person, die das Medaillon dort ließ, nehme ich an. Außerdem behauptet Edna, daß jede der Familien, die diese Gegenstände erhielten, irgendeine Verbindung zu der Irrenanstalt hat. Oder jedenfalls gehabt hat, als sie noch geöffnet war.«
»Aha!« sagte Oliver, als hätte Lois gerade den unstrittigen Beweis der Lächerlichkeit von Edna Burnhams Spekulationen geliefert. »Nennen Sie mir auch nur eine Familie in Blackstone, die *keine* Verbindung zu der ehemaligen Irrenanstalt hat.« Olivers Augen glitzerten herausfordernd. »Die Irrenanstalt war jahrelang die finanzielle Grundlage dieser Stadt. Jeder hier hatte einen Verwandten, der dort gearbeitet hat, und die Hälfte der Leute hatte Verwandte, die *in* der Anstalt saßen, mein Gott!«
Lois hob abwehrend die Hände. »Hey, mich brauchen Sie nicht zu überzeugen. Es geht um Edna ...«, sie legte

eine Pause ein und grinste dann mit boshafter Freude, »... und die ungefähr hundert anderen Leute, die sie vermutlich inzwischen überzeugt hat.«
»O Gott.« Oliver stöhnte von neuem. »Was soll ich tun? Einen Artikel über irgendetwas Böses schreiben, das plötzlich aus der Irrenanstalt wiederauferstanden ist, um Unheil über uns alle zu bringen?«
»Hey, das klingt nicht übel«, bemerkte Lois trocken. »Ich sehe schon die Schlagzeile. >Hüten Sie sich vor dem Fluch von Blackstone!<«
»Wie wäre es statt dessen damit«, konterte Oliver. »>Hüten Sie sich vor der arbeitslosen Assistentin des Verlegers! <«
Oliver lächelte, als er sich abwandte und zum hinteren Teil des Gebäudes und dem frischrenovierten Büro ging, das Bill McGuire in der vergangenen Woche endlich fertiggestellt hatte. Er ging daran, die Zeitung druckfertig zu machen, aber immer wieder mußte er an Edna Burnhams ungeheuerliche Theorie denken, sosehr er sich auch bemühte, sie aus seinen Gedanken zu verbannen.
Als der Vormittag verging und Oliver immer wieder ungewollt über Ednas Spekulationen nachdachte, wurde ihm klar, daß diese Ideen anderen in Blackstone ebenso im Kopf herumspuken mußten.
Kurz nach zwölf, als der *Chronicle* dieser Woche druckfertig war, Oliver sich jedoch immer noch in Gedanken mit Ednas Theorie beschäftigte, gab er auf.
»Ich gehe heim«, erklärte er Lois. »Ich könnte vielleicht sogar zur Irrenanstalt rauf gehen und mich dort umsehen.« Er brachte
ein Grinsen zustande, obwohl ihm gar nicht danach

zumute war. »Wer weiß? Vielleicht finde ich sogar einen Beweis für die Richtigkeit von Ednas Theorie.«
»Es wäre besser, Sie fänden einen Beweis dafür, daß Edna sich irrt«, entgegnete Lois.
»Wahrscheinlich finde ich überhaupt nichts.«
Oliver verließ das Büro. Er spielte mit dem Gedanken, bei der Bücherei vorbeizugehen, um Rebecca Morrison zu sehen, doch dann erinnerte er sich an die finsteren Blicke von Germaine Wagner, als er ein paarmal während Rebeccas Arbeitszeit dort aufgetaucht war. Es war besser, nach der Öffnungszeit dorthin zu gehen. Germaine würde zwar vielleicht nicht billigen, daß Rebecca sich von ihm nach Hause begleiten ließ, aber sie hatte wenigstens keinen Grund für eine Ablehnung. *Sie nach Hause begleiten?* Das klang nach einem Schuljungen. Offenbar kehrten die Frühlingsgefühle zurück!
Auf dem Weg zum North Hill ertappte Oliver sich dabei, wie er Ausschau nach ein paar Krokussen hielt, die er vielleicht später am Nachmittag für Rebecca klauen würde. Aber als er an das Portal der ehemaligen Irrenanstalt gelangte und stehenblieb, um das Gebäude zu betrachten, verschwand seine gute Laune.
Allein bei dem Gedanken, das verlassene Gebäude zu betreten, verkrampfte sich sein Magen, und erst als er sich von der Irrenanstalt
abgewandt hatte, den Hügel hinabgegangen war und sein Haus betreten hatte, entspannte er sich ein wenig. Aber seine Ruhelosigkeit bekam er nicht in den Griff.
Er ging im Wohnzimmer auf und ab, wanderte in die Küche und zurück und hatte das Gefühl, nach irgend etwas suchen zu müssen - nach etwas, das seiner

Aufmerksamkeit bisher entgangen war.
Fast unbewußt blickte er zur Decke.
Oben?
Was sollte er oben suchen? Oben gab es nur die drei Schlafzimmer und das Badezimmer. Da war nichts Ungewöhnliches zu entdecken.
Dennoch stieg er die Treppe hinauf, ging in jedes Zimmer, zog die Türen der Schränke in allen drei Räumen auf und suchte ... was?
Er hatte diese Schränke Dutzende - vielleicht Hunderte - Male durchsucht und wußte genau, was jeder enthielt. Alte Kleidungsstücke, die er nicht hatte wegwerfen wollen, Kartons mit Weihnachtsdekoration, seine Koffer. Aber nichts von der Irrenanstalt.
Trotzdem durchsuchte er jeden Schrank ein weiteres Mal. Dann wollte er wieder nach unten gehen, doch auf dem oberen Treppenabsatz verharrte er und schaute sich noch einmal um.
Der Speicher?
Er konnte sich nicht erinnern, wann er zum letzten Mal dort oben gewesen war. Aber als er
die altmodische Klapptreppe sah, kam ihm die Idee, daß dort oben auf dem Speicher tatsächlich irgendwelche alten Aufzeichnungen sein konnten - wenn es welche gab. Selbst wenn sein Vater nichts dort oben gelagert hatte, konnten einige der früheren Direktoren etwas dorthin gebracht haben.
Er holte die Trittleiter aus der Küche, stieg hinauf und zog die Klappleiter herunter. Die alten Springfedern quietschten und ächzten, und er erschauerte. Mit einer Taschenlampe in der Hand stieg er hinauf, öffnete die Falltür, die der einzige Zugang zum Speicher war, und

kletterte unter das Dach des Hauses.
Ein altmodischer Lichtschalter befand sich an einem der Stützpfosten. Als er ihn betätigte, flammte eine nackte Glühbirne auf und erfüllte den Speicher mit gelblichem Licht.
Keine fünf Schritte entfernt standen ein alter Aktenschrank aus Eiche und zwei alte Obstkisten, deren verblichene Aufkleber sich vom Holz gelöst hatten und kaum noch hielten. Oliver öffnete die oberste Schublade des Aktenschranks.
Er fand einen Stapel von ledergebundenen Büchern. Jedes enthielt ein volles Jahr Buchführung der Irrenanstalt. Die Eintragungen waren in der akkuraten Schrift eines Buchhalters vorgenommen worden, die seit der Erfindung des Computers fast verschwunden ist.
Die zweite Schublade enthielt weitere Bücher.
Ebenfalls die vierte. Die dritte Schublade ließ sich nicht öffnen. Entweder klemmte sie oder war abgeschlossen.
Er wandte seine Aufmerksamkeit den Kisten zu und hob den Deckel der ersten an. Der Deckel war nicht angenagelt, leicht verzogen und ließ sich mühelos anheben.
In der Kiste befanden sich zwei Stapel Aktenordner.
Und noch etwas.
Auf einem der Stapel lag sorgfältig gefaltet ein Stück Stoff. Oliver nahm es und faltete es vorsichtig auseinander. Dann hielt er es ins Licht.
Es war ein Taschentuch aus Leinen, und obwohl er kein Fachmann war, sah er, daß die Spitze um den Saum Handarbeit war. Zusätzlich zu der zarten Spitze am Rand war ein Blumenmuster in das Leinen gestickt, dessen Farben so verblaßt waren, daß er sie kaum unterscheiden

konnte. Das Blumenmuster bildete einen komplizierten Kranz auf dem Taschentuch und umgab ein verschnörkeltes Symbol in einer Ecke. Einen Augenblick lang war sich Oliver nicht sicher, was das Symbol darstellen sollte, doch als er das Taschentuch herumdrehte und sah, daß die zweite Seite so tadellos bestickt war wie die erste, verstand er.

Das Symbol bestand aus zwei R, die sorgfältig Rücken an Rücken gearbeitet waren, so daß jede Seite des mit dem Monogramm versehenen Taschentuchs gleich war.

Keine richtige Seite.

Keine falsche Seite.

Er faltete das Taschentuch wieder zusammen, legte es in die Kiste zurück, hob die Kiste an und stieg mit ihr vorsichtig und langsam die Leiter hinunter. Nachdem er auch noch die zweite Kiste vom Speicher geholt hatte, schloß er die Falltür, faltete die Klappleiter zusammen gegen die Decke und brachte die Kisten in eines der unbenutzten Schlafzimmer.

Dann packte er den Inhalt der Kisten aus und legte ihn aufs Bett. Sie erwiesen sich wie erhofft als alte Krankenakten.

Den Rest des Nachmittags hockte Oliver über den alten Akten, und seine Faszination wuchs beim Lesen. Er staunte nicht nur über die sonderbaren Diagnosen, die in den frühen Tagen der Irrenanstalt gestellt worden waren, sondern auch über die grausamen Behandlungsmethoden, die verordnet worden waren.

Es war alltäglich gewesen, Patienten ans Bett zu schnallen.

Zwangsjacken waren üblich gewesen.

Selbst detaillierte Berichte über Bäder mit Eiswasser und

Lobotomien - eine Durchtrennung der Nervenbahnen zwischen Stirnhirn und anderen Hirnteilen zur Behandlung von Geisteskranken - waren mit nicht mehr Gefühl aufgezeichnet worden als vielleicht in einem Laborbericht das Sezieren eines Insekts oder die Wechselwirkung zwischen zwei Chemikalien.
Sein Abscheu wuchs mit jeder Seite, die er las. Oliver verstand langsam sein Entsetzen vor der Irrenanstalt, auch nach all den Jahren, die seit ihrer Schließung vergangen waren.
Eine Folterkammer.
Nichts anderes war es gewesen. Eine Stätte von unsäglicher Trauer und Qual.
Selbst jetzt noch konnte er sich die Schreie vorstellen, die durch das Gebäude gehallt sein mußten.
Schreie, erkannte er plötzlich, die er sicherlich hätte hören müssen, als er als Kind hier im Haus des Direktors gewohnt hatte, keine fünfzig Meter von der Irrenanstalt entfernt. Doch er hatte keine Erinnerung daran.
Aber hätte er nicht in Sommernächten durch die offenen Fenster die gequälten Schreie hören müssen? Hätten sie nicht seine Träume durchdringen und in Alpträume verwandeln müssen?
So schnell wie die Fragen kamen ihm auch die Antworten darauf: Die Aufzeichnungen, die er gefunden hatte, waren älter als er, und als sein Vater die Leitung der Irrenanstalt übernommen hatte, mußte er der Unmenschlichkeit ein Ende bereitet haben.
Die Erklärung befriedigte ihn jedoch nicht. Denn wenn das Grauen, das sich in den Mauern der Irrenanstalt abgespielt hatte, aufgehört hatte, als sein Vater Direktor geworden war, warum konnte er es nicht über sich

bringen, das Gebäude zu betreten?
Andere Erinnerungen! Es mußte andere Erinnerungen geben, die so schrecklich waren, daß er nicht ertragen konnte, ihnen gegenüberzutreten!
Plötzlich wollte er nicht mehr tiefer in den Akten graben, und er legte sie sorgfältig in die Kisten zurück. Dabei fiel sein Blick wieder auf das Taschentuch. Er hob es auf und bewunderte von neuem die Perfektion der Arbeit. Er fragte sich, wer es bestickt haben mochte.
Höchstwahrscheinlich keine Patientin - solch feine Arbeit erforderte Geschick und Konzentration, und er konnte sich kaum vorstellen, daß jemand so etwas schaffen konnte, der geistesgestört war.
Das Taschentuch mußte seiner Ansicht nach von einem Mitglied des Personals bestickt worden sein, das die scheinbar endlosen Stunden der Nachtschicht ausgefüllt hatte.
Oliver fühlte das weiche Material, und abermals fiel sein Blick auf das Doppel-R, das so geschickt in eine Ecke gearbeitet war.
Sofort wußte er, was er mit dem Taschentuch anfangen würde.
Während er Papier zum Einwickeln seines Geschenks suchte, stellte sich Oliver das Entzücken der Empfängerin vor, wenn sie es öffnete.
Selbst wenn die alte Edna Burnham recht hatte, sagte er sich, und die Geschenke offenbar aus dem Nichts in die Häuser von Elizabeth McGuire, Jules Hartwick und Martha Ward gekommen waren und eine Art Fluch über sie gebracht hatten, konnte es keinen Zweifel daran geben, woher *dieses* Geschenk gekommen war.
Es war von seinem eigenen Speicher gekommen, wo es

länger lagerte, als er sich erinnern konnte.
Und Rebecca würde es lieben.
»Rebecca? *Rebecca!* Ich brauche dich!«
Rebecca Morrison zuckte zusammen, als die nörgelnde Stimme aus dem Obergeschoß ertönte, sofort gefolgt von dem dumpfen Pochen des Spazierstocks mit der gummiüberzogenen Spitze, mit dem auf den kahlen Holzboden geklopft wurde. Sie war heute früh von der Bücherei nach Hause gekommen, und Germaine hatte sie beauftragt, den Geschirrschrank unter der Spüle sauberzumachen. Sie wußte nicht genau, warum diese Arbeit ausgerechnet heute erledigt werden mußte, denn es sah für sie nicht so aus, als ob seit mindestens zwanzig Jahren irgend jemand im Schrank unter der Spüle saubergemacht hatte, aber Germaine wollte es so, und Rebecca wußte, daß sie ihr viel schuldete. Germaine hatte es ihr schließlich am Tag nach dem Feuer erklärt, von dem das Haus ihrer Tante zerstört worden war.
»Ich hoffe, dir ist klar, welches Opfer Mutter und ich bringen«, hatte Germaine gesagt. Sie hatte auf der Kante des Lehnsessels gesessen, der - abgesehen vom Bett - die einzige Sitzgelegenheit in der kleinen Dachstube war, die Rebecca überlassen worden war. »Abgesehen von der Putzhilfe, ist Mutter es nicht gewohnt, außer mir jemanden im Haus zu haben. Wenn du jedoch sehr ruhig bist, wird sie sich vielleicht an dich gewöhnen. Wir werden die Putzhilfe natürlich
entlassen müssen, aber mit deiner zusätzlichen Hilfe werden wir sie wohl nicht sehr vermissen, oder?«
Rebecca hatte den Kopf geschüttelt, weil sie gewußt hatte, daß man das von ihr erwartete, und hatte dann in dem leisen Tonfall geantwortet, den sie sich in der

Bücherei angewöhnt hatte: »Ich werde darauf achten, Mrs. Wagner überhaupt nicht zu stören.«
»Du mußt Mutter nicht >Mrs. Wagner< nennen«, hatte Germaine sie belehrt. »Schließlich bist du nicht die Putzhilfe, oder? Ich denke, es reicht, wenn du sie Miss Clara nennst.« Rebecca fand es ein wenig sonderbar, eine fast achtzigjährige Witwe »Miss« zu nennen, aber nachdem sie für Germaine in der Bücherei gearbeitet hatte, wußte sie, daß es besser war, sich nicht mit ihr zu streiten. »Wir werden einfach wie eine kleine Familie sein und uns gegenseitig um uns kümmern«, hatte Germaine mit einem zufriedenen Seufzen gesagt, und für einen Moment hatte Rebecca geglaubt, die Frau werde ihr Knie tätscheln. Statt dessen hatte sie sich vom Sessel erhoben und im Tonfall einer Grande Dame hinzugefügt: »Nicht jeder hätte dich aufgenommen, Rebecca. Du solltest Mutter sehr dankbar sein, weil sie dir erlaubt, hier zu wohnen.«
»Oh, das bin ich«, hatte Rebecca hastig versichert. »Und mir gefällt dieses Zimmer wirklich, Germaine. Ich meine, was sollte ich mit all den Kommoden und Schränken in den großen Schlafzimmern unten?« Aus irgendeinem Grund hatte sich Germaine über ihre Worte geärgert. Sie hatte die Lippen zusammengepreßt, wie sie es in der Bücherei tat, um lärmende Kinder zum Schweigen zu bringen, hatte wortlos kehrtgemacht und war aus dem Zimmer gegangen.
Als Rebecca allein war, packte sie ihre wenige Habe aus. All ihre Kleidung und ihr übriger Besitz waren im Feuer verbrannt, aber sie hatte einige notwendige Dinge gekauft, und Bonnie Becker, Eds Frau, hatte ihr an diesem Morgen ein paar Kleidungsstücke gebracht. (»Ich

möchte kein Nein hören«, hatte Bonnie gesagt. »Diese Sachen sind nagelneu und passen nicht nur, sondern sie stehen dir auch ausgezeichnet.«)
Rebecca hängte die vier Blusen, den Rock und zwei Jeans im Schrank auf und verstaute den mageren Vorrat an Unterwäsche in der kleinen Kommode unter einem der Fenster in der Dachkammer. Dann ging sie nach unten. Clara Wagners schrille Stimme ließ sie innehalten, als sie gerade die offene Tür zu deren Zimmer passieren wollte, das im Obergeschoß am Fuß der Treppe zum Speicher lag.
»Du wirst mir jeden Morgen eine Kanne Kaffee bringen«, sagte die alte Frau, die im Rollstuhl saß. »Nicht so heiß, daß ich mir die Zunge verbrenne, aber auch nicht zu kalt. Hast du verstanden?«
In den nächsten beiden Wochen tat Rebecca ihr Bestes, und schließlich gelang es ihr, die alte Frau zufriedenzustellen. Aber das bedeutete oftmals, daß Rebecca an manchen Morgen mindestens dreimal treppauf und treppab laufen mußte, bevor sie und Germaine endlich zur Arbeit in die Bücherei gehen konnten. An den Abenden und an den Tagen, an denen sie in der Bücherei freihatte, war sie damit beschäftigt, all die Hausarbeit zu erledigen, die von der Putzhilfe anscheinend nie bewältigt worden war.
Jetzt wurde ihr erfolgloser Versuch, den Geschirrschrank zu säubern, von Clara Wagners Stimme unterbrochen, die in jeden Winkel des Hauses drang. Rebecca richtete sich auf, reckte ihren schmerzenden Rücken und ließ den Putzlappen in die Spüle fallen, die mit einer Mischung aus heißem Wasser, Geschirrspülmittel und Bleichmittel gefüllt war.

Sie verließ die Küche, ging durch das mit Walnußholz getäfelte Eßzimmer und dann in die große Halle. Die Eingangshalle war der Stolz des Hauses. Sie erhob sich majestätisch über drei Geschosse und war von einem gewaltigen Oberlicht aus Buntglas gekrönt, das bei einem plötzlichen Durchbruch der Sonne in allen Regenbogenfarben erstrahlte. Das zweite Geschoß war ein breites Zwischengeschoß. Am Ende der Halle, gegenüber der doppelflügeligen Eingangstür, führte eine Treppe nach oben, die sich auf halbem Weg teilte und über zwei Seiten emporlief. Irgendwann nach dem Bau des Hauses war auf der linken Seite der Halle ein Aufzug eingebaut worden, direkt gegenüber dem marmorverkleideten Kamin, der die rechte Seite beherrschte. Rebecca war verboten worden, jemals den Aufzug zu nehmen; er wurde nur von Clara Wagner bei ihren seltenen Ausflügen ins Erdgeschoß des Hauses benutzt. Rebecca hielt jedesmal den Atem an, wenn die alte Dame den Kopf drückte und damit die irgendwo im Speicher verborgene Maschinerie in Gang setzte, die unheilvoll knirschte, wenn sich der verzierte Messingkäfig langsam in Bewegung setzte. Eines Tages, davon war Rebecca überzeugt, würde der alte Apparat einmal zusammenbrechen. Sie hoffte nur, daß Clara Wagner nicht darin war, wenn es passierte.

Während Rebecca die lange Treppe hochstieg, stieß die alte Frau noch zweimal mit dem Spazierstock auf den Boden. »Rebecca!«

»Ich komme, Miss Clara«, rief sie. »Nur eine Sekunde!« Sie erreichte das Zwischengeschoß und eilte zu dem Zimmer neben der Treppe zur Mansarde.

»Mußt du schreien?« fragte Clara Wagner, als Rebecca

eintrat. »Ich bin nicht taub, weißt du!«
»Es tut mir leid, Miss Clara«, entschuldigte sich Rebecca. »Ich war in der Küche und versuchte ...«
»Meinst du, es interessiert mich, was du tust?« fragte Clara. Sie war mit dem Rollstuhl dicht an den Kamin gerollt, in dem das Feuer hell loderte. Mit der einen klauenartigen Hand zog sie ihr Umhängetuch enger um die dünnen Schultern, während sie mit der anderen ihren Spazierstock in Richtung des Glases stieß, das auf einem Tisch stand, der keine zwei Schritte entfernt war.
»Gib mir das Glas«, sagte sie. »Und leg Holz im Kamin nach. Es ist eisig kalt hier.«
»Möchten Sie, daß ich die Heizung höher stelle?« fragte Rebecca.
Clara starrte sie wütend an. »Weißt du, was heutzutage Heizöl kostet? Nein, natürlich weißt du das nicht! Woher solltest du das auch wissen. Du hattest stets deine Tante, die sich um dich gekümmert hat, nicht wahr?«
»Heizöl kostete einen Dollar pro Gallone«, sagte Rebecca.
»Wage es nicht, mich zu verspotten, Rebecca Morrison!« schnauzte die alte Frau. »Damit magst du bei meiner Närrin von Tochter durchkommen, aber ich werde das nicht hinnehmen. Solange du unter meinem Dach lebst, hütest du deine Zunge!«
Rebecca errötete vor Scham. »Verzeihung, Miss Clara«, begann sie. »Ich wollte nicht...«
Clara stieß sie hart mit dem Spazierstock an. »Sag mir nicht, was du wolltest und was nicht! Worauf wartest du jetzt? Gib mir das Glas und kümmere dich um das Feuer. Und laß nur ja nicht die Tür auf, wenn du das Holz hereinbringst! Ich hasse Luftzug so sehr wie Faulheit«,

fügte sie hinzu und schaute Rebecca anzüglich an.
Rebecca nahm das Glas vom Tisch und gab es ihr. Dann eilte sie aus dem Zimmer und nach unten. Der Holzstapel befand sich hinter der Garage. Germaine hatte ihr verboten, etwas von dem Brennholz näher an die Tür des Waschraums zu bringen, wo es viel leichter erreichbar gewesen wäre. »Der Holzstapel war immer hinter der Garage, Rebecca«, hatte Germaine erklärt. »Und da wird er bleiben. Mutter mag es nicht, wenn Dinge vom gewohnten Platz entfernt werden.«
Rebecca war sich jedoch ziemlich sicher, daß Clara Wagner seit Jahren nicht mehr in die Nähe des Waschraums gekommen war. Abgesehen von ihrem kurzen öffentlichen Auftritt bei Elizabeth McGuires Beerdigung, war die alte Frau seit Jahren nicht mehr aus dem Haus gewesen. Nun, Rebecca würde sich gewiß nicht mit einer der beiden Frauen streiten, die so freundlich gewesen waren, sie in ihr Haus aufzunehmen. Sie nahm den ledernen Trageriemen - nur damit durfte sie laut Germaine Holz ins Haus tragen -, ging hinaus auf den Hof, stapelte fünf Holzscheite in den Trageriemen und kehrte zu Claras Zimmer zurück.
»Das ist kaum genug, um mich den Abend über warm zu halten«, bemerkte die alte Frau scharf, als Rebecca drei Scheite aufs Feuer legte und dann den Blasebalg benutzte, um die Glut anzufachen.
»Ich bringe später mehr Holz«, versprach Rebecca. Sie blickte zur Uhr. Fast fünf. »Jetzt muß ich die Arbeit in der Küche fertig machen. Germaine will, daß der Geschirrschrank unter der Spüle sauber ist, wenn sie heute nach Hause kommt.«
»Dann schlage ich vor, daß du keine Zeit mehr mit

Geschwätz vergeudest«, sagte Clara. »Und ich will heute nachmittag Tee haben. Im vorderen Salon. Sorg dafür, daß er um sechs fertig ist. Und ich meine nicht fertig in der Küche um sechs, Rebecca, sondern fertig im *Salon* um sechs!«

»Ja, Miss Clara«, erwiderte Rebecca und eilte aus dem Zimmer.

Als sie in die Küche zurückkehrte, fragte sie sich - nicht zum ersten Mal -, ob es vielleicht ein Fehler gewesen war, hier einzuziehen. Aber wohin hätte sie sonst gehen können? Oliver hatte ihr angeboten, sie aufzunehmen - er war so lieb -, aber Germaine hatte klargemacht, daß solch ein unschickliches Arrangement einfach nicht in Frage kam. Selbst jetzt konnte Rebecca sich noch an Germaines Worte erinnern, als sie sie in der Nacht des Feuers mit zu sich nach Hause genommen hatte.

»Es gibt nicht viele Leute, die dies für dich tun würden, Rebecca. So schlage ich vor, daß du es Mutter und mir so einfach machst, wie du kannst.«

Seither hatte sich Rebecca bemüht, Germaine und ihrer Mutter zu gefallen, und das würde sie weiterhin tun. Aber manchmal hatte sie das
Gefühl, daß ihre Bemühungen nicht reichten, ganz gleich, was sie auch tat.

Als sie sich auf alle viere niederließ, entschlossen, den Schmutz unter der Spüle restlos zu entfernen, tadelte Rebecca sich wegen ihrer Undankbarkeit.

Sie würde sich einfach ein wenig mehr bemühen müssen, Miss Clara zu gefallen, und alles würde in Ordnung sein.

Sie würden wie eine kleine Familie sein -genau wie Germaine gesagt hatte.

Olivers Zeitplanung war fast perfekt: Er hatte zu der Zeit, die er brauchen würde, um über den Waldweg zur oberen Harvard Street und dann über die Main Street zur Bücherei zu schlendern, eine Viertelstunde zusätzlich eingeplant. Zehn Minuten hatte er als Antwort auf seine Frühlingsgefühle hinzugefügt, die beträchtlich angewachsen waren, als das Wetter im Laufe des Nachmittags besser geworden war. Dann hatte er weitere fünf Minuten eingeplant, um sich noch einmal die Ruine von Martha Wards Haus anzusehen; er versuchte immer noch zu ergründen, welche Psychose Martha dazu gebracht hatte, in dieser merkwürdigen Nacht vor einem Monat das Haus und sich selbst niederzubrennen, während sie im flackernden Schein ihrer Votivkerzen ins Gebet vertieft war, umgeben von ihren geliebten Heiligenbildern. Der Feuerwehrchef war überzeugt, daß es Brandstiftung gewesen war, aber obwohl Rebecca annahm, daß man in der Asche, die alles war, was von der Kapelle ihrer Tante übriggeblieben war, das Feuerzeug in Form eines Drachenkopfes finden würde, war die Suche danach bisher erfolglos verlaufen. Oliver hatte nichts zu Rebecca gesagt, doch er argwöhnte insgeheim, daß jemand - vielleicht einer der freiwilligen Feuerwehrleute - das Feuerzeug gefunden und einfach als makabres Souvenir an diese schreckliche Nacht mitgenommen hatte. Trotzdem war er die verbrannte Fläche, auf der das Haus gestanden hatte, abgegangen und hatte minutenlang in der Asche gestochert, weil er gehofft hatte, das Feuerzeug zu finden.
Seine Suche war vergebens gewesen.
Jetzt, genau fünf Minuten bevor die Bücherei

geschlossen wurde, lief er die Treppe hinauf und schob die doppelflügelige Tür auf. Wie üblich blickte Germaine Wagner auf, als Oliver ihre Domäne betrat; und wie üblich verhärteten sich ihre Züge, als sie ihn erkannte. Seit Rebecca ins Haus der Wagners einzogen war, fand Oliver, daß Germaines Abneigung gegen ihn stärker war denn je. Als er nach einem schnellen Blick in die Runde Rebecca nicht entdecken konnte, zwang er sich, Germaine freundlich anzulächeln. Er ging zu ihr an den Schalter.

»Ist Rebecca da?« fragte er und hoffte dabei, lässig zu wirken, obwohl er sich gar nicht so fühlte.

»Nein«, erwiderte Germaine. Einen Moment lang erreichte das Gespräch einen toten Punkt, während der Verleger und die Bibliothekarin sich anstarrten, keiner bereit, mehr Information herauszugeben als absolut notwendig.

Oliver brach als erster das Schweigen. »Sie ist doch nicht krank, oder? Ist sie zur Arbeit gekommen?«

Germaine Wagner überlegte anscheinend, ob sie ihn abwimmeln konnte, ohne mit endlosen Fragen behelligt zu werden, aber sie sah ein, daß das so gut wie unmöglich sein würde. »Rebecca geht es gut«, erklärte sie. »Sie hat heute einfach früher Feierabend gemacht. Sie mußte zu Hause einige Arbeiten endlich zu Ende bringen.«

Mußte endlich zu Ende bringen? Das klang, als hätte Rebecca die Hausarbeit vernachlässigt, fand Oliver. Er fragte sich, ob Germaine im gleichen herablassenden Tonfall *mit* Rebecca sprach, wie sie ihn benutzte, wenn sie *über* sie redete, und ob sich Rebecca so sehr darüber ärgerte wie er.

Aber das würde sie natürlich nicht tun - es war genau diese Art Charakterzug, über die Rebecca bei den Leuten hinwegsah und die sie einfach hinnahm.
Nicht zum ersten Mal sagte sich Oliver, wenn Martha Ward wirklich an Heiligen interessiert gewesen war - wie sie behauptet hatte -, hätte sie erkennen müssen, daß ein Engel in ihrem eigenen Haus wohnte. Doch Martha Ward hatte
Rebecca genauso herablassend behandelt, wie Germaine Wagner es jetzt tat.
»Nun, vielleicht schaue ich mal vorbei und sage guten Tag«, sagte Oliver und hielt den Blick absichtlich auf Germaine gerichtet, weil er mit einem Protest rechnete. Diesmal gab sie als erste nach und wandte sich brüsk wieder ihrer Arbeit zu, doch sie packte den Bleistift so hart, daß Oliver sah, wie ihre Knöchel weiß wurden.
Als Oliver die Bücherei verließ, fragte er sich wieder einmal, welches Problem Germaine Wagner wirklich hatte. War er ihr Problem? Rebecca? Oder beide? Aber als er in die Wärme des späten Nachmittags hinausging, wurde ihm bewußt, daß ihm das eigentlich gleichgültig war - es war ein viel zu schöner Apriltag, um seine Energie zu verschwenden und sich Gedanken über Germaine Wagner zu machen.
Er ging die Princeton Street hinauf, überquerte die Maple und wandte sich nach rechts zur Elm Street. Kurz nach fünf hob er den Türklopfer an der Tür von Clara Wagners Haus. Er klopfte zweimal, wartete einen Moment und drückte dann auf den Klingelknopf. Bevor die Türglocke ganz verstummt war, öffnete Rebecca. Der fragende Ausdruck in ihren Augen ging sofort in ein herzliches Lächeln über. Das Lächeln verschwand

jedoch so schnell, wie es gekommen war, als Clara Wagners Stimme von oben ertönte.
»Rebecca? Wer ist da? Wer ist an der Tür?«
Rebecca blickte besorgt über die Schulter. Als sie zögerte, hatte Oliver das Gefühl, sie würde ihm die Tür vor der Nase zuknallen. Aber dann öffnete sie die Tür weiter, zog ihn ins Haus, griff um ihn herum und schloß die Tür wieder.
»Es ist Oliver, Miss Clara«, rief sie. »Oliver Metcalf!«
Oliver trat weiter in die Halle. Dann konnte er Germaines Mutter sehen. Sie saß in ihrem Rollstuhl, hatte ein Umhängetuch fest um ihre Schultern geschlungen und starrte finster vom Zwischengeschoß auf ihn herunter.
»Was will er? Und schrei nicht, Rebecca. Ich bin nicht taub, weißt du?«
»Hallo, Mrs. Wagner«, sagte Oliver und nickte ihr zu. »Es ist ein schöner Tag, nicht wahr?«
Es war, als hätte er nichts gesagt. »Ich brauche mehr Brennholz, Rebecca«, rief Clara Wagner. »Mein Zimmer ist nicht wärmer als vor einer Stunde!« Sie fuhr den Rollstuhl von der Balustrade fort, zurück in ihr Zimmer. Oliver und Rebecca hörten, wie die Tür dumpf zufiel.
»Ist sie immer so charmant?« fragte Oliver.
Rebeccas Miene wurde verschlossen. »Sie ist alt, und sie geht nicht viel aus und ...«
»Und sie könnte trotzdem höflich sein«, unterbrach Oliver, doch als Rebecca bei seinen Worten zusammenzuckte, wünschte er, nichts gesagt zu haben.
»Es tut mir leid«, entschuldigte er sich. »Ich weiß, Sie haben recht.« Er grinste schief. »Ich nehme an, ich bin einfach nicht so nett und verständnisvoll wie Sie, nicht

wahr?«
»O nein!« protestierte Rebecca. »Sie sind sehr nett! Es ist nur - nun, sie und Germaine waren so gut zu mir, und sie *ist* alt und ...«
Oliver legte behutsam seinen Zeigefinger auf Rebeccas Lippen. »Genug«, sagte er sanft. Dann: »Ich war in der Bücherei. Ich wollte Sie heimbringen und heute abend zum Essen ausführen. Wir könnten in die >Rote Henne< gehen oder sogar nach Manchester fahren oder ...«Er geriet durcheinander und verstummte. Dann fügte er hinzu: »Vielleicht sollten wir erst einmal klären, ob Sie überhaupt ausgehen wollen.«
Jetzt wirkte Rebecca verlegen. Unwillkürlich schaute sie zur Galerie hinauf, wo Clara Wagner noch vor Sekunden gewesen war, dann blickte sie zur Küche. »Ich weiß nicht«, sagte sie besorgt. »Ich muß soviel erledigen.«
»Ich kann das Brennholz holen«, sagte Oliver hastig, bevor sie seine Einladung ganz ablehnen konnte. »Und was Sie erledigen müssen, kann warten.«
Rebecca wußte nicht, was sie sagen sollte. »Ich würde gerne ausgehen, Oliver, aber Germaine will, daß ich den Schrank saubermache und ...« Sie verstummte, diesmal, weil ein Wagen auf den Zufahrtsweg eingebogen war. Als sie hörte, wie die Autotür zuknallte, nahm Oliver Rebeccas Hände in seine.
»Rebecca, Sie können mit mir zum Essen ausgehen, wenn Sie das wollen. Germaine und Clara besitzen Sie nicht. Ich weiß, Sie sind ihnen dankbar, weil Sie von ihnen aufgenommen worden sind, aber das heißt nicht, daß Sie kein eigenes Leben haben.«
Bevor Rebecca etwas erwidern konnte, wurde die Haustür geöffnet, und Germaine Wagner trat ein. Oliver

glaubte ein zorniges Aufblitzen in ihren Augen zu sehen, aber es verschwand so schnell, daß er sich nicht ganz sicher war, ob er sich getäuscht hatte oder nicht. Aber eines wußte er: Das Lächeln, das um Germaines Lippen spielte, war weitaus weniger echt, als es wirken sollte.
»Ist das nicht schön?« sagte Germaine. »Du hast Besuch von einem Gentleman.« Sie wandte sich an Oliver. »Wie in der *Glasmenagerie.«*
Oliver blickte zu Rebecca, die anscheinend wünschte, im Boden versinken zu können. »Ich bin vorbeigekommen, um Rebecca zu fragen, ob sie mit mir zum Abendessen ausgehen will«, sagte er.
Germaines Blick zuckte zu Rebecca, und dann sah sie wieder Oliver an. »Und was hat sie gesagt?«
»Sie hat noch gar nichts gesagt«, erwiderte Oliver. Dann erkannte er, daß er bei längerem Bleiben etwas Unfreundliches sagen würde, das er bereuen würde, und er öffnete die Haustür. »Ich warte draußen«, sagte er zu Rebecca. »Selbst wenn Sie sich entscheiden, nicht mit mir zu Abend zu essen, können wir wenigstens einen Spaziergang machen.«
Als er die Tür schloß, hörte er, daß Germaine bereits zu einer Predigt ansetzte. Rebecca kam ein paar Minuten später aus dem Haus, und er konnte ihr nicht nur ansehen, welche Entscheidung sie getroffen hatte, sondern auch, wie unglücklich sie war.
»Ich kann wirklich nicht mit Ihnen gehen, Oliver«, sagte sie. »Es gibt soviel zu tun, und ich habe Miss Clara versprochen, Tee für sie zu machen.« Sie schaute ihn besorgt an. »Sie verstehen das, nicht wahr?«
Einen Augeblick lang war Oliver versucht, mit ihr zu streiten, doch genauso schnell wurde ihm klar, daß sie

sich bei seinen Worten nicht anders besinnen, sondern sich nur noch mehr aufregen würde. »Selbstverständlich verstehe ich das«, sagte er. Er zog das Päckchen aus der Tasche, das er für sie eingewickelt hatte. »Ich habe Ihnen dies mitgebracht. Ich fand es heute auf meinem Speicher und - nun, Sie werden verstehen, wenn Sie sehen, was es ist.«

Ihre Miene hellte sich sofort auf. Rebecca entfernte behutsam das Geschenkpapier von dem Päckchen und öffnete dann die Schachtel, die Oliver für das Taschentuch gefunden hatte. Sie nahm es heraus und blickte erfreut auf die kostbare Spitze und Stickerei.

»Oh, Oliver, es ist wunderschön«, hauchte sie und strich leicht über das gestickte R in einer Ecke. »Und es hat meine Initiale! Ich habe nie etwas mit meiner Initiale besessen.«

»Dann wird es von jetzt an leicht sein, Geschenke für Sie zu finden«, erwiderte Oliver. »Ich brauche nur nach R's zu suchen.« Er neigte sich vor und küßte sie schnell auf die Wange, bevor er sich anschickte, die Treppe hinunterzugehen. »Versprechen Sie mir, an einem Abend in der nächsten Woche zum Abendessen mit mir auszugehen?«

Rebecca zögerte und lächelte dann. »Ich verspreche es«, sagte sie. »Und ich werde bestimmt Wort halten. Ich nehme mir einfach frei.«

»Ist er fort?« fragte Germaine, als Rebecca ins Haus zurückkehrte.

»Ich habe ihm versprochen, nächste Woche mit ihm auszugehen. Und sieh mal! Er hat mir etwas geschenkt!« Germaine nahm das Taschentuch von Rebecca entgegen. Sie sah auf einen Blick, daß es sehr alt war, obwohl es

fleckenlos und sorgfältig gebügelt war. Während sie die Spitze und die Stickerei betrachtete, sah sie noch etwas anderes: Die Arbeit war nicht nur tadellos, sondern auch von Hand gemacht worden. »Es ist sehr schön«, sagte sie, und Rebecca lächelte glücklich. Germaine lächelte zurück. »Es wird Mutter gefallen.«

Rebeccas Freude über Germaines Kompliment für das Taschentuch verschwand sofort. »Miss Clara? Aber Oliver hat es mir geschenkt.«

Germaine schnalzte mit der Zunge, als tadele sie ein Kind, das sich absichtlich dumm stellte. »Aber was würdest du damit anfangen? Du würdest es nur verlieren oder ruinieren. Über eine solch feine Handarbeit sollte sich jemand freuen, der sie wirklich zu schätzen weiß. Und da kann ich mir keine Bessere vorstellen als Mutter.« Sie legte eine kurze Pause an. »Oder könntest du dir jemand Besseren vorstellen?«

Rebecca zögerte. Sie rief sich in Erinnerung, wie freundlich Germaine und Clara Wagner zu ihr gewesen waren. »Nein«, sagte sie schließlich. »Ich bin überzeugt, es wird ihr so sehr gefallen wie mir.«

Als Germaine die Treppe hinaufging, um das schöne Taschentuch ihrer Mutter zu bringen, wandte sich Rebecca zur Hintertür. Als erstes würde sie das Brennholz holen und als zweites den Tee für Miss Clara zubereiten.

Und sie würde sich mit der Erinnerung von Olivers Gesichtsausdruck beim Überreichen des Geschenks trösten, das sie nicht behalten konnte.

Germaine verharrte vor der Tür zum Zimmer ihrer Mutter und wappnete sich, der Frau gegenüberzutreten, deren einziges Lebensziel es anscheinend war, das Leben

ihrer Tochter so unglücklich zu machen wie ihr eigenes. Wie lange war es her, seit ihre Mutter eines Morgens verkündet hatte, daß sie nicht mehr gehen konnte? Fünfzehn Jahre? Eher an die zwanzig, schätzte Germaine, obwohl sie es längst aufgegeben hatte, diese Jahre zu zählen. Was hatte das für einen Sinn? Nichts würde sich jemals ändern, bis ihre Mutter das Zeitliche segnete, und Clara Wagner zeigte keine Anzeichen dafür, daß sie in naher Zukunft zu ihrem Schöpfer heimkehren würde.

Germaine hatte stets geargwöhnt, daß ihre Mutter eigentlich kerngesund gewesen war, als sie damals plötzlich erklärt hatte, Invalidin zu sein; keiner der vielen Spezialisten, zu denen Germaine ihre Mutter gebracht hatte, war in der Lage gewesen, irgendeine physiologische Ursache für die Lähmung der Frau zu finden. Aber Clara hatte beteuert, daß sie ihre Beine nicht mehr bewegen konnte, und inzwischen stimmte das zweifellos.

Ihre Mutter war im Laufe der Jahre kleiner geworden, und ihr ganzes Skelett schien geschrumpft zu sein, während sich ihr Körper an den Rollstuhl gewöhnt hatte. Ihre Muskeln waren aufgrund des Bewegungsmangels schnell verkümmert, und ihre Beine waren zu nutzlosen Anhängseln geworden. Sie hatte viele Pfunde von ihrer einst rundlichen Figur verloren, und Germaine war überzeugt, daß ihre Mutter jetzt nicht mehr als fünfzig Kilo wog. Ihre Augen waren tief eingesunken, und die Haut hing in Runzeln von ihren Wangen und Armen. Aber die Kraft von Claras Stimme hatte im Laufe der Jahre ebensowenig nachgelassen wie ihr Wille, alles -und jeden - zu beherrschen.

Am meisten Germaine.
Die Jahre waren langsam vergangen, während Germaine ihre kranke Mutter gepflegt hatte. Sie kochte für sie und badete sie. Zuerst, als sie noch geglaubt hatte, Clara würde genesen oder schnell sterben, versuchte sie auch, sie zu unterhalten. Sie brachte sie ins Kino und zu Konzerten und nahm sie sogar auf Ausflüge mit. Aber es war nie gut genug gewesen. Bei allem, was sie tat, und an jedem Ort, an den sie fuhren, fand Clara etwas auszusetzen. Nach einer Weile, als schließlich klar wurde, daß Clara weder auf dem Wege der Besserung war noch auf der Schwelle zum Tod stand, hatte Germaine aufgegeben. Es war nicht der Mühe wert, ihrer Mutter gut zuzureden und sie zu bitten und sie zu umsorgen und sie mit dem Rollstuhl zu Aktivitäten zu schieben, die sie gar nicht zu schätzen wußte. Ihr Vater hatte ihr genug Geld hinterlassen, um das Haus zu halten, und Germaines Gehalt, so klein es auch war, reichte aus, um für ein paar Stunden eine Putzhilfe zu bezahlen, und so hatte Germaine wenigstens teilweise Ruhe vor den täglichen Nörgeleien ihrer Mutter.
Aber jeden Tag, wenn Germaine von der Bücherei nach Hause kam, wollte Clara wissen, was sie ihr mitgebracht hatte, wie ein verwöhntes Kind, das um Süßigkeiten bettelte.
Nun, heute konnte sie ihr etwas anbieten,
wenn es auch nur das kleine Geschenk war, das Oliver Metcalf Rebecca gemacht hatte.
Sie würde etwas unternehmen müssen. Als die Idee, Rebecca bei sich aufzunehmen, bei dem Brand von Martha Wards Haus wie eine Inspiration über sie gekommen war, hatte sie nicht bedacht, daß Oliver

Metcalf ein Problem sein könnte. Für Germaine hatte es den Anschein gehabt, daß Rebecca die perfekte Lösung ihres Problems war. Sie würde Rebecca aufnehmen, und ein dankbares Mädchen konnte nicht nur die Pflichten der Putzhilfe übernehmen - und ihr, Germaine, ein paar Dollar sparen -, sondern sich auch um ihre Mutter kümmern.

Sie hatte nicht darüber nachgedacht, wie schnell sie sich über alles an Rebecca ärgern würde. Das Mädchen beklagte sich nie über irgend etwas und schien stets das Gute in allem zu sehen. Germaine hielt sie darum für dumm.

Aber Oliver Metcalf machte ihr mehr Sorgen. Er hatte anscheinend ein Auge auf Rebecca geworfen - was nach Germaines Einschätzung zu nichts Gutem führen konnte. Nun, sie würde Rebecca einfach verbieten, ihn weiterhin zu sehen, und damit hatte es sich. Rebecca würde jedenfalls tun, was sie ihr sagte - im Gegensatz zu ihrer Mutter.

»Germaine? Bist du das?«

Sie zuckte zusammen, als die scharfe Stimme ihrer Mutter sie aus ihren Gedanken riß, als versetzte sie ihr Nadelstiche. »Ja, Mutter«, sagte sie schließlich und betrat das Zimmer, um der alten Frau gegenüberzutreten.

Clara heftete den Blick ihrer trüben Augen auf sie. »Was treibst du dort draußen? Spionierst du mir nach?«

Germaine suchte nach einer Ausrede, weil sie vor der Tür herumgestanden hatte, aber sie wußte, daß sie keine finden würde, die ihre Mutter befriedigen würde. »Ich habe nichts getan«, sagte sie schließlich ehrlich.

»Du hast mir nachspioniert«, behauptete Clara.

»Um Himmels willen, Mutter, warum sollte ich das tun?« Zu spät erkannte Germaine, daß sie ihrer Wut freien Lauf gelassen hatte.
»Sprich nicht in diesem frechen Ton mit mir, junge Lady«, fuhr Clara sie an. »Ich bin deine Mutter, und du wirst den entsprechenden Respekt zeigen.« Sie kniff mißtrauisch die Augen zu Schlitzen zusammen. »Du hast mir heute nichts mitgebracht, wie?«
»Da irrst du dich«, sagte Germaine. »Ich habe dir heute etwas Wunderschönes mitgebracht. Sieh nur!« Germaine ging zum Rollstuhl, kniete sich hin und legte das Taschentuch auf den Schoß ihrer Mutter.
Clara starrte lange darauf, dann blickte sie auf und sah Germaine mit ihren schwarzen Augen scharf an.
»Wo hast du das her?« fragte sie.
Germaine preßte zornig die Lippen aufeinander. War das alles, was ihre Mutter interessierte? Woher sie es hatte? Als nächstes würde sie wissen wollen, wieviel es gekostet hatte. Nun, wenn nur das für sie zählte, prima!
»Ich habe es in Janice Andersons Laden entdeckt«, sagte sie.
»Lügnerin!« krächzte Clara. Und dann spuckte sie ihrer Tochter ohne Vorwarnung ins Gesicht.
Als Germaine aus dem Zimmer flüchtete, hob Clara die Stimme zu einem wütenden Schreien, das Germaine die Treppe hinab verfolgte. »Lügnerin! Lügnerin! LÜGNERIN!«
Oliver Metcalf war sich nicht sicher, was an dem Aktenordner seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er war mit seinen Gedanken ganz woanders gewesen; er hatte sich Sorgen über den wachsenden Einfluß von Germaine Wagner auf Rebecca Morrison gemacht und sich gar

nicht darauf konzentriert, die alten Akten, die vom Speicher stammten, in ihrem Karton zu verstauen. Doch in dem Moment, in dem er den Aktenordner genommen hatte, den er jetzt in der Hand hielt, schien es ihm, daß etwas daran anders war als bei den übrigen.
Es war ein Aktenordner aus demselben Karton wie die anderen. Er war fleckig vom Alter, und die Ecken waren ausgefranst. Der Deckel hatte eine helle Stelle, wo einst ein Schild geklebt hatte, aber der Aufkleber war seit langem abgefallen.
Oliver setzte sich in den Lehnsessel, den er neben das einzige Fenster des Gästezimmers geschoben hatte, und öffnete den Aktenordner. Als er die erste Seite überflog, spürte er, wie die Kopfschmerzen wiederkamen. Geistesabwesend rieb er sich die Schläfen, als könne er den Schmerz wegmassieren, bevor er sich festsetzte, und konzentrierte sich auf die handgeschriebenen Eintragungen.
Auf der ersten Seite standen nur die Daten der Patientin. Ihr Name - Lavinia Willoughby - sagte Oliver nichts, und sie hatte in einem Ort namens Devereaux in South Carolina gewohnt. Sie hatte an Depressionen gelitten, ihr Ehemann hatte sie zur Irrenanstalt gebracht, und sie war 1948 aufgenommen worden. Laut Akte war sie vier Jahre später in der Irrenanstalt gestorben.
Olivers Geburtsjahr.
Während er Lavinia Willoughbys Krankenakte las, preßte Oliver unwillkürlich die rechte Hand gegen seine Schläfe, hinter der die Schmerzen pochten. Mrs. Willoughby wurde als manischdepressiv diagnostiziert, und die verordnete Behandlung war für diese Zeit

typisch. Es hatte einige Beratungen gegeben, und bei den Sitzungen war die Beziehung zu ihrem Vater der Schwerpunkt gewesen.
Im Laufe der Beratungen war klargeworden, daß Lavinias Arzt eine blutschänderische Beziehung zwischen Lavinia und ihrem Vater erkannt hatte. Lavinia Willoughby war offenbar anderer Meinung als der Arzt gewesen, denn es gab eine Eintragung auf derselben Seite, daß die Patientin »leugnet und sich weigert, die Wahrheit zu akzeptieren«.
Ein paar Seiten weiter begann der Arzt die These zu entwickeln, daß Lavinia selbst die inzestuöse Beziehung begonnen hatte, obwohl notiert war, daß die Patientin auch diese Möglichkeit leugnete. Nach dieser Sitzung verordnete der Arzt seiner Patientin eine Hydrotherapie, eine Heilbehandlung unter Anwendung von Kaltwasserbädern.
Olivers Kopfschmerzen breiteten sich von der rechten Schläfe bis zum Nacken aus, als er den Bericht über Lavinia Willoughbys drei Sitzungen im Hydrotherapie-Raum las. Die erste dauerte eine Stunde, nach der die Patientin eine Lungenentzündung ohne Bezug auf die therapeutische Sitzung< bekam. Als sie sich von ihrer Krankheit erholte, wurde ihre Therapie fortgesetzt, und nach der dritten Sitzung, bei der sie drei Stunden lang in kaltes Wasser getaucht wurde, erwies sich die Therapie als erfolgreich. Am nächsten Tag, bei ihrer regelmäßigen Beratungssitzung, erinnerte sich Lavinia Willoughby, daß ihr Vater sie tatsächlich belästigt hatte, als sie ein kleines Kind gewesen war.
Oliver blickte von der Akte auf. Das Licht des Nachmittags begann zu verblassen. Olivers Blick

schweifte zur drohend aufragenden Irrenanstalt auf dem Hügel. Die grauen Mauern wirkten an diesem Nachmittag fast wie die eines Gefängnisses, und obwohl weder das Zimmer noch der Tag kalt waren, fror Oliver bei der Vorstellung, daß Lavinia Willoughby dort eingekerkert gewesen war. Er suchte die kahlen und schmutzbedeckten Fenster des alten Gebäudes ab und fragte sich, ob eines davon Lavinias vergittertes Fenster gewesen sein mochte, durch das sie in der Irrenanstalt von der Außenwelt abgeschnitten gewesen war.
Wie hatte sie es ertragen? Wie hatte irgendeiner der Patienten es ertragen? Selbst wenn Lavinia nicht geisteskrank gewesen war, als sie dieses Gebäude betreten hatte, mußte sie es nach nur ein paar Monaten Aufenthalt dort geworden sein.
Seine Kopfschmerzen breiteten sich jetzt auf die linke Schläfe aus. Oliver schaltete die Lampe an, die auf dem Tisch zwischen Bett und seinem Sessel stand, und widmete sich wieder Lavinia Willoughbys Krankenakte. Nachdem sie die Beziehung mit ihrem Vater eingestanden hatte - und zugegeben hatte, daß sie diese Beziehung begonnen hatte -, wurde eine Elektroschocktherapie für Lavinia verordnet.
Als Oliver die Beschreibung ihrer Behandlung las, stach ein unerträglicher Schmerz durch seinen Kopf, und eine völlige Schwärze senkte sich über ihn.
Der Junge schaut zur Decke und beobachtet das Spiel von Licht und Schatten darauf. Er weiß, daß es sinnlos ist, gegen die dicken Lederriemen anzukämpfen, mit denen er auf der Liege festgeschnallt ist. Selbst wenn er seine Arme und Beine befreien könnte, gäbe es vor den Leuten, die ihn angeschnallt hatten, kein Entrinnen,

ganz zu schweigen davon, daß er niemals aus dem Gebäude selbst entkommen würde.
Er versucht nicht daran zu denken, wohin sie ihn bringen werden, aber das ändert nichts.
Alle Räume sind gleich.
Alle jagen ihm Angst und Schrecken ein.
Die fahrbare Liege wird angehalten, und der Junge erhascht einen Blick auf eine Tür mit einem Schild. Daraufstehen drei Buchstaben. E.C.T.
Der Junge weiß nicht, was die Buchstaben bedeuten, aber ihm wird klar, daß doch nicht alle Räume gleich sind und daß dies der schlimmste von allen ist.
Er spürt, wie ein Schrei in seiner Kehle aufsteigt, doch er kämpft dagegen an, denn wenn er sein Entsetzen zeigt, wird es nur noch schlimmer. Außerdem würde ihm niemand helfen, selbst wenn jemand seinen Schrei hören könnte.
Sie helfen einem nie.
Einer der Pfleger öffnet die Tür, und der andere schiebt die Liege hinein. Der Junge erhascht einen Blick auf den Kasten, der auf einem Tisch vor einer Wand steht, und er spürt, wie sich sein Magen noch mehr verkrampft, ein Gefühl, als läge ein glühender Ball darin.
Und plötzlich muß er auf die Toilette.
Er will es dem Pfleger sagen, doch jetzt hat er so große Angst, daß sein Mund wie ausgedörrt ist und er nur ein ersticktes Schluchzen ausstoßen kann, während er gegen die Tränen kämpft.
Als er hört, daß die Tür geöffnet und geschlossen wird und die vertraute Stimme fragt, ob alles bereit sei, schließt er die Augen noch fester, als könne er den

Klang der Stimme ausschließen wie das Licht.
Doch die Dunkelheit ist noch furchterregender als das, was er gesehen hat, und als er schließlich einen Blick riskiert, weiß er, daß es wieder geschehen wird.
Der hölzerne Kasten ist geöffnet, und der Mann nimmt die glänzenden Metallplatten heraus.
Der Junge bemüht sich, nicht hinzusehen, aber er kann nicht anders, und er starrt auf die Metallkontakte, während der Mann eine klebrige Substanz darauf schmiert und sie dann an einem dicken Gummiband befestigt.
Einer der Pfleger legt das Gummiband um den Kopf des Jungen.
Während der Junge sich wappnet, neigen sich die Pfleger über ihn und pressen seinen Körper auf die Liege. Er schließt wieder fest die Augen.
Der erste Schock durchzuckt ihn, jeder Muskel seines Körpers zuckt, und er ruckt mit solcher Wucht gegen die Riemen, mit denen er angeschnallt ist, daß er meint, seine Arme und Beine werden gebrochen.
Aber noch schlimmer sind die Nässe, die sich unter ihm ausbreitet, und der Gestank.
Der Junge weint aus Scham und Schmerz gleichermaßen und wartet auf den nächsten Schock.
Und den nächsten.
Und den nächsten...
Melissa Holloway verließ die Bank genau in dem Augenblick, als Ed Becker mit seinem Buick davor stoppte.
»Sehen Sie, wie pünktlich ich bin?« Bill McGuire stieg auf der Beifahrerseite aus und hielt die hintere Wagentür für Melissa auf. »Nennen Sie

mir einen Termin, und ich halte ihn ein.«
Obwohl der Tonfall des Bauunternehmers scherzhaft war, strafte ihn sein nervöser Blick Lügen, und während Melissa ihn mit einer Geste aufforderte, vorne Platz zu nehmen, und sich hinten in den Buick setzte, versuchte sie seine offenkundigen Befürchtungen zu zerstreuen.
»Dies ist nur eine Formsache, Bill«, sagte sie. »Ich meine einfach, ich sollte mir das Projekt wenigstens mal ansehen, denn plötzlich steht *mein* Name als Unterschrift auf der Bewilligung des Kreditantrags.«
»Ihrer und die Namen des Verwaltungsrats«, erinnerte Ed Becker, der Anwalt.
»Stimmt«, sagte Melissa. »Aber ich bezweifle, daß der Verwaltungsrat gefeuert wird, wenn etwas schiefgeht.«
»Nichts wird schiefgehen«, versicherte Bill McGuire, als Ed in die Amherst Street bog. »Jules war bereit, den Kredit zu gewähren, als ...«
»Jules lebt nicht mehr«, unterbrach Melissa und sagte sich, daß es an der Zeit war, sich etwas mehr durchzusetzen. »Und vergessen wir nicht, daß wir noch nicht ganz aus dem Schneider sind, was die Bücherrevision betrifft. Wenn der Kredit einzig und allein von Jules' letzter Empfehlung abhängt, ist er noch nicht unter Dach und Fach, befürchte ich.« Sie sah die beiden Männer auf den vorderen Sitzen unbehagliche Blicke tauschen. Keiner von beiden sagte jedoch etwas.
»Vergessen wir ebensowenig, daß es Jules' Art der Leitung der Bank war, die uns überhaupt erst in Schwierigkeiten gebracht hat.«
»Aber das Center-Projekt ist vollkommen solide und ...«, begann Bill McGuire. Diesmal wurde er von Ed Becker unterbrochen.

»Melissa kennt die Zahlen besser als jeder von uns«, sagte der Anwalt. »Sie weiß, daß das Projekt auf dem Papier funktioniert. Aber eine gute Bankdirektorin will auch wissen, ob es in der Realität klappen wird.«
»Ich weiß.« Bill seufzte. »Aber seit diese ganze Sache begann... Nun, Sie wissen, was ich meine.«
Obwohl weder Ed Becker noch Melissa Hollo-way eine Antwort gaben, wußten sie in der Tat genau, was Bill meinte. In den vergangenen vier Monaten, seit der Fehlgeburt des zweiten Kindes von Bills Frau, nach der sie Selbstmord begangen hatte, hatte eine böse Vorahnung über der Stadt gelegen. Als sich die Nachricht herumsprach, daß es Probleme in der Bank gab, und als der Bankier Jules Hartwick sich vor dem Portal der Irrenanstalt erstochen hatte, war das unheimliche Gefühl zu Angst geworden. Doch keiner hatte damit gerechnet, daß Martha Ward als nächste sterben würde. Ihr Feuertod hatte zu einem Flächenbrand von Furcht und Mißtrauen in Blackstone geführt. Die ganze Atmosphäre war mit Angst vergiftet. Nachbarn, die sich seit Jahren fröhlich gegrüßt hatten, beobachteten jetzt mißtrauisch ihre Mitbürger, wie um herauszufinden, wer als nächster dem Fluch zum Opfer fallen würde, der die Stadt heimgesucht hatte.
Und jeder betete, daß er davon verschont werden würde.
Ihre Ankunft an der Irrenanstalt trug nicht dazu bei, die düstere Stimmung zu heben, die alle drei erfaßt hatte. Als Melissa Holloway aus dem Fond des Buick ausstieg und zur schmutzigen Fassade des alten Gebäudes emporblickte, stieg ungewollt eine Erinnerung an die andere Klinik in ihr auf, in der sie selbst einst gewesen war, und sie fragte sich, ob sie wirklich durch das große

Eichenportal gehen wollte. Aber als Bill McGuire aufschloß und den knarrenden Portalflügel aufzog, verbannte Melissa ihre Erinnerung und sagte sich, daß ihre Zeit als Kind in Secret Cove nichts mit den Ereignissen im heutigen Blackstone zu tun hatte. Sie atmete tief durch, beruhigte fast erfolgreich ihre Nerven und folgte Ed Becker und Bill McGuire in die Irrenanstalt.

Von der Pracht des Gebäudes in den Tagen vor seiner Umwandlung von einem privaten Herrenhaus in eine Anstalt für Geisteskranke war wenig übriggeblieben. Was einst eine Folge von großen, eleganten Räumen gewesen war, hatte man irgendwann in ein Labyrinth von kleinen Büros unterteilt. Bill McGuire führte sie von Raum zu Raum, erklärte den ursprünglichen Grundriß und beschrieb, wie es aussehen würde, wenn der Neubau fertig sein würde. »Dies wird ein Atrium«, sagte er, als sie in die Eingangshalle zurückkehrten. Sie bahnten sich einen Weg durch das Labyrinth leerer Räume auf der Westseite des Gebäudes. In dem schwachen Sonnenschein, der durch die staubbedeckten und schmutzstarren-den Fenster sickerte, wirkte das Innere des Gebäudes nicht weniger unheimlich als das Äußere. Schließlich gelangten sie im hinteren Teil des Gebäudes zu etwas, was einst ein beein-druckendes Treppenhaus gewesen sein mußte. »Die Treppe ist original«, erklärte Bill, »aber irgendwann im Lauf der Jahre wurden die Treppengeländer und Balustraden aus Mahagoni durch metallene ersetzt. Vermutlich wurde zur gleichen Zeit das Sprinkler-System eingebaut.« Er schaute verdrossen zu dem Netzwerk der Röhren an der mit Kunststoff

verkleideten Decke, wie sie Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre modern gewesen war. »Der letzte Umbau fand ein paar Jahre vor der Schließung der Anstalt statt.«

»Warum wurde sie geschlossen?« fragte Melissa.

Bill McGuire und Ed Becker tauschten Blicke. In der Stille, die folgte, wartete anscheinend jeder darauf, daß der andere sprach. Schließlich sagte Ed: »Keiner weiß, was genau passiert ist.« Er schwieg kurz, bevor er weitersprach. »Oliver Metcalfs Vater war der Leiter, und als Oliver und seine Zwillingsschwester fast vier waren, starb seine Schwester. Es gab zu jener Zeit alle möglichen Gerüchte. Die meisten Leute hielten es für einen Unfall, aber einige gaben Oliver die Schuld.

Es gab sogar ein paar Leute, die Dr. Metcalf für verantwortlich hielten. Das war natürlich vor meiner Zeit, aber es heißt, daß es von da an abwärtsging. Metcalf erholte sich nie richtig von der Tragödie. Im Laufe der Zeit wurden viele Patienten in andere Anstalten verlegt, und es kamen keine neuen. Am Ende, als Metcalf starb, entschieden sich die Treuhänder, die Anstalt zu schließen, anstatt einen neuen Direktor zu suchen.«

»Und das Gebäude steht seit vierzig Jahren leer?« fragte Melissa. »Was für eine Verschwendung.«

»Andererseits hat man es wenigstens nicht abgerissen«, sagte Bill McGuire. Er stieg die Treppe hinauf und forderte sie mit einer Geste auf, ihm zu folgen. »Es ist immer noch genug übriggeblieben, das restauriert und erweitert werden kann.« Auf dem Weg zum zweiten Geschoß erklärte er, wie der Neubau vor sich gehen würde. Zuerst würde die ursprüngliche Eingangshalle

restauriert werden, und das zweite und dritte Geschoß würden, wie einst, wieder Galerien erhalten. »Die Schlafzimmer oben waren riesig, aber man hat sie wie die Zimmer im Erdgeschoß in kleine Räume unterteilt. Das werden tolle Läden, und die Küche im Erdgeschoß entspricht fast noch den heutigen Maßstäben. Wir haben genug Bilder vom Ursprung-
liehen Speiseraum gefunden, um ihn fast vollständig restaurieren zu können.«

Als das Licht immer mehr verblaßte, schaltete Bill McGuire die Taschenlampe an, die er mitgebracht hatte. Sie besichtigten die Räume im zweiten Geschoß, und Bill erklärte Melissa die Pläne für jeden Abschnitt und welche Händler bereits zusagt hatten, Räume zu mieten. Im dritten Geschoß entdeckten sie dann einige Räume, die nicht ganz leer waren. In einem der alten Patientenzimmer standen noch ein Tisch mit einer Kunststoffplatte und ein Stuhl; in einem anderen fanden sie eine alte Eichenkommode. Die Politur war fast verschwunden, und die Oberfläche war leicht verzogen, aber der Rahmen war noch solide und die Messingbeschläge und Griffe noch intakt, wenn auch geschwärzt vom Alter.

Ed Becker zog eine der Schubladen aus der Kommode und trug sie zum Fenster, wo es noch hell genug war, daß er die Tischlerarbeit betrachten konnte. Trotz des schwachen Lichts sah er, daß es Handarbeit war und daß die nach außen gewölbte Schublade aus einem einzigen Block Holz geschnitzt worden war und nicht aus zusammengesetzten Stücken bestand.

»Was machen Sie damit?« fragte er.

Bill McGuire zuckte die Achseln.

»Besteht die Möglichkeit, die zu kaufen?«
»Da fragen Sie besser Melissa als mich«, sagte Bill.
»Was ist mit dem Rest der Möbel gemacht worden?« fragte die junge Bankdirektorin.
»Ich habe vor ein paar Monaten die Brüder Corelli kommen und das Gebäude entrümpeln lassen. Alles wurde versteigert, und der Erlös kam auf das Konto für das Center. Die Corellis müssen einfach ein paar Dinge hier oben übersehen haben.«
Melissa runzelte die Stirn. »Nun, da ist nicht genug übrig, um extra einen Auktionator kommen zu lassen. Wie hoch schätzen Sie den Wert?«
Ed Becker betrachtete die Kommode und überlegte, wieviel er unter Wert schätzen konnte, ohne auf Widerstand zu stoßen, aber Melissa schien seine Gedanken zu lesen. »Da die Kommode handgeschnitzt ist, nehme ich an, daß sie bei einer Auktion nicht weniger aus tausend einbringen würde, meinen Sie nicht auch, Bill?«
»Ich glaube, Melissa ist Ihnen gewachsen, Ed«, sagte der Bauunternehmer grinsend. »Aber sehen Sie es so - wenn Sie die Kommode fertig restauriert haben, wird sie doppelt soviel wert sein.«
Ed Beckers Blick schweifte über die Kommmode, und er schätzte von neuem die Qualität der Arbeit. Obwohl er und seine Frau Bonnie sich im Augenblick so etwas nicht ganz erlauben konnten, wußte er, daß die Kommode mindestens tausend wert war, genau wie Melissa geschätzt hatte. Außerdem war etwas daran -etwas, das er noch nicht ganz erklären konnte -, das ihm das Gefühl gab, er müsse die Kommode besitzen. Es war schließlich ein schönes Stück.

Aus welchem Grunde auch immer, er wollte die Kommode haben. »Kein Preisnachlaß?« fragte er.
Melissa und Bill schüttelten den Kopf. »Sie werden den Kauf mit den übrigen Bauträgern besprechen müssen«, sagte Melissa mit einem Lächeln. »Die könnten behaupten, Sie ständen in einem Interessenkonflikt.«
Ed Becker verdrehte die Augen. »Sie werden sich so freuen, tausend Dollar von mir zu bekommen, daß sie keinerlei Einwand erheben werden.« Er schob die Schublade wieder in die Kommode und folgte dann Bill McGuire und Melissa Holloway aus dem Raum. An der Türschwelle drehte er sich jedoch noch einmal um und warf einen letzten Blick auf das alte Möbelstück.
Selbst für tausend Dollar war es noch ein tolles Schnäppchen, fand er. Er riß einen Zettel von seinem Notizblock ab, nahm seinen Kugelschreiber und schrieb in schwungvollen Großbuchstaben BESITZ VON ED BECKER - NICHT ENTFERNEN auf den Zettel. Dann faltete er den Zettel so, daß er aus der Schublade hing, wenn sie geschlossen wurde.
Er schob sie ganz zu und machte so seinen Anspruch geltend.
Als er sich jedoch von der Kommode abwandte, spürte er plötzlich einen kalten Hauch,
als hätte ihn ein Luftzug von einem offenen Fenster gestreift.
Er blickte sich um, aber das Fenster war fest verschlossen, die Scheibe hatte keinen Sprung und war völlig intakt.
Als er sich beeilte, um Bill und Melissa einzuholen, verbannte er das merkwürdige Frösteln und sagte sich, daß es nur Einbildung gewesen sein mußte.

Clara Wagner starrte auf das Taschentuch, das immer noch auf ihrem Schoß lag, genau wie Ger-maine es hingelegt hatte. Seit ihre Tochter vor einer halben Stunde aus ihrem Zimmer gegangen war, hatte Clara sich nicht bewegt. Das Feuer im Kamin war heruntergebrannt, aber sie hatte weder gerufen noch mit dem Stock auf den Boden geklopft, um Germaine oder Rebecca herzubefehlen.

Seit einer halben Stunde hatte sie nur in ihrem Rollstuhl gesessen und auf das Taschentuch gestarrt.

Warum kam es ihr so vertraut vor?

Und warum flößte ihr allein der Anblick solche Angst ein?

Irgendwo in den Tiefen ihres Verstandes hatte dieses Leinentüchlein mit dem kunstvollen Blumenmuster eine Erinnerung ausgelöst, aber sosehr sie sich auch bemühte, sie konnte sie nicht ganz greifen und ans Licht ziehen. Ärgerlicherweise - verrückterweise - blieb die Bedeutung dieses Taschentuchs am verschwommenen Rand ihrer Erinnerung und nahm keine klare Gestalt an.

War es möglich, daß Germaine die Wahrheit gesagt und das Taschentuch tatsächlich in Janice Andersens Antiquitätengeschäft entdeckt hatte?

Sie nahm an, daß das möglich sein konnte,

obwohl sie es vor Germaine niemals zugeben würde. Ein intensives Gefühl sagte ihr, daß sie dieses Taschentuch mit Sicherheit schon gesehen hatte. Und es kam aus keinem Geschäft.

Das Taschentuch hatte sofort eine Erinnerung in ihr wachgerufen, als sie es gesehen hatte. Und zwar keine angenehme Erinnerung.

Ihr Magen - auch dann empfindlich, wenn sie sich völlig

wohl fühlte - hatte sich sofort verkrampft, Galle war ihr in die Kehle gestiegen, und sie hatte einen üblen Geschmack im Mund gehabt. Einen Augenblick lang hatte sie sogar geglaubt, sich übergeben zu müssen. Sie hatte es natürlich nicht getan; statt dessen hatte sie reglos dagesessen und ihren Körper gezwungen, nach ihren Wünschen zu reagieren, genau wie damals, als sie sich entschieden hatte, daß sie nicht mehr zu gehen wünschte. Bei dieser Erinnerung mußte sie immer noch lächeln, denn als Germaine Dr. Margolis geholt hatte, um sie untersuchen zu lassen, hatte er keinen Reflex in den Beinen finden können, die sie nie wieder hatte benutzen wollen. Philip Margolis - und viele Neurologen und Orthopäden, zu denen Germaine sie geschleppt hatte - hatte ihr beigepflichtet, daß sie nicht mehr gehen konnte. Keiner hatte die Ursache finden können. Der Rollstuhl - und Germaine - waren ihre Beine geworden.

Genau wie sie es gewollt hatte.

Seit diesem Tag vor achtzehn Jahren hatte Clara das Gefühl gehabt, alles in ihrem Leben völlig unter Kontrolle zu haben. Ihre Tochter tat, was sie von ihr verlangte, und auch das Putzmädchen befolgte ihre Anweisungen.

Und jetzt konnte sie auch noch über Rebecca Morrison verfügen.

Aber aus irgendeinem Grund, den sie nicht ergründen konnte, regte das Taschentuch sie auf. Sie hob es vorsichtig an, als könne sie sich daran verbrennen, hielt es unter ihre Leselampe und betrachtete es genauer.

Es war in der Tat kunstgerecht bestickt, das Muster war vollkommen regelmäßig, jeder Stich der Stickerei war mit solch bemerkenswerter Präzision ausgeführt worden,

daß sie nirgendwo einen Knoten oder ein loses Ende des feinen Seidenfadens entdecken konnte.
Plötzlich tauchte ein Bild aus der Vergangenheit vor ihrem geistigen Auge auf. Das Bild einer Frau, die nur ein dünnes Baumwollnachthemd trug, auf der Kante eines Betts mit Metallrahmen saß und starr geradeaus scheinbar in die Leere blickte.
Aber auf ihrem Schoß arbeiteten ihre Finger so schnell, daß man kaum mit den Blicken folgen konnte, wie sie den seidenen Faden zu einem Quadrat aus feinem Leinen webte.
Claras Hand schloß sich fester um das Taschentuch. Natürlich war der Gedanke, der in ihrem Kopf Gestalt annahm, unsinnig. Über ein halbes Jahrhundert war vergangen, seit Clara auch nur einen Fuß in dieses Gebäude gesetzt
hatte! Woran auch immer diese Frau gearbeitet hatte, es war so endgültig verschwunden wie die Frau selbst.
Trotz dieser logischen Überlegungen betrachtete Clara das Taschentuch noch einmal genauer und suchte nach ... was?
Etwas, das sie - wieder einmal - nicht ganz erfassen konnte. Als sich ihr Gedächtnis weigerte, auf ihre Wünsche zu reagieren, und die Erinnerung, die sie suchte, im Dunkel verborgen blieb, wuchsen ihr Ärger und ihre Enttäuschung. Einen Augenblick lang war sie versucht, das Taschentuch ins Feuer des Kamins zu werfen. Sie zerknüllte es, drückte es zusammen, als könne sie die Erinnerung herauspressen, und holte aus, um es ins Feuer zu werfen. In letzter Sekunde besann sie sich anders.
Sie würde das Taschentuch nicht verbrennen -noch

nicht.
Zuerst würde sie sich erinnern.
Und *dann* würde sie es verbrennen.
Als die Uhr auf dem Kaminsims sechsmal schlug, schob sie das Taschentuch tief in die Tasche ihres Kleides und legte die rechte Hand auf das Bedienungsfeld des Rollstuhls.
Mit einem kaum hörbaren Surren fuhr der Rollstuhl aus dem Zimmer hinaus ins Zwischengeschoß.
»Um Himmels willen, Rebecca, kannst du nicht vorsichtiger sein? Wenn du das Tablett fallen läßt, wird Mutter dich umbringen.«
Rebecca faßte das Silbertablett fester, auf dem sich die Teekanne, drei Tassen und Unterteller, ein Sahnekännchen, die Zuckerdose, eine Schale mit Teegebäck und eine Schachtel Konfekt befanden. Germaine hatte darauf beharrt, daß sie den Teewagen aus dem Anrichtezimmer nicht benutzen sollte - sie mußte das Tablett tragen und durfte keinen einzigen Tropfen Tee oder Sahne verschütten. Aber Rebecca wußte, daß sie ruhige Hände hatte, und Germaines Verbot, den Teewagen zu benutzen, war nicht sonderbarer als ihre Forderung, wie sie den Tee zuzubereiten hatte. Germaine bestand viermal darauf, den Tee zu probieren, und ließ sie dann jedesmal neuen aufbrühen. Schließlich erklärte sie, daß er nun zu ihrer Zufriedenheit schmecke.
Als sie Germaine aus der Küche und durch das Eßzimmer in die Halle folgte, machte Rebecca kleine, vorsichtige Schritte, so daß sich die flüssige Sahne kaum bewegte, geschweige denn überzuschwappen drohte. Sie blieb genau außerhalb der Tür des Eßzimmers stehen, wie Germaine sie angewiesen hatte. Ein Klirren, dem das

Klicken der Maschinerie auf dem Speicher folgte, kündigte Clara Wagners Ankunft im Erdgeschoß an. Während Rebecca und Germaine Seite an Seite warteten, fuhr der Aufzug langsam herab vom Zwischengeschoß ins Erdgeschoß, die Tür
ging auf, und Clara, deren kleine Gestalt kerzengerade im Rollstuhl saß, tauchte aus dem Metallkäfig auf. Sie heftete den Blick böse auf Germaine und Rebecca, fast als ärgere sie sich, weil sie auf sie warteten. Dann fuhr sie mit dem Rollstuhl über den großen orientalischen Teppich, der den Walnußholzboden der Halle bis auf die Ränder bedeckte, und musterte das Tablett. Rebecca konnte fast spüren, daß sie nach etwas suchte, über das sie sich beschweren konnte, und sie brauchte nur einen Moment, um es zu finden.
»Die Zuckerdose ist nicht voll«, sagte sie exakt in der Sekunde, in der sie den Deckel anhob.
»Es tut mir leid, Miss Clara«, sagte Rebecca und errötete. Warum hatte Germaine ihr nicht gesagt, daß sie die Dose auffüllen sollte? »Ich werde sie sofort füllen.«
»Das wirst du nicht«, widersprach Clara Wagner. »Germaine wird das tun, während du den Teetisch deckst.«
Rebecca sah, daß an Germaines Stirn eine Ader hervortrat. Aber Germaine sagte nichts, nahm die Zuckerdose vom Tablett und ging damit in die Küche. Rebecca folgte Clara Wagner ins vordere Wohnzimmer, wo ein Teetisch wartete, den Rebecca bereits für drei Personen gedeckt hatte. Clara musterte den Teetisch mißtrauisch, aber Rebecca hatte ihn sorgfältig gedeckt und darauf geachtet, daß alles in Ordnung war. Die Damastservietten waren perfekt gefaltet. Rebecca hielt

den Atem an, als Claras Blick vom Porzellan der Marmeladentöpfe zu der Butterdose glitt, aber auch diese Dinge schienen ihren Ansprüchen zu genügen.
»Du kannst das Tablett abstellen«, gab sie im Befehlston ihre Erlaubnis.
Sie warteten schweigend, bis Germaine mit der Zuckerdose eintraf. Rebecca prägte sich ein, wie hoch sie gefüllt sein mußte, denn sie war entschlossen, den Fehler kein zweites Mal zu machen.
Germaine schenkte die erste Tasse Tee ein und stellte sie vor ihrer Mutter hin. »Warum zeigst du Rebecca nicht das Taschentuch, das ich dir geschenkt habe?« fragte sie, und ihr Blick zuckte zu Rebecca, wie um zu sehen, ob die jüngere Frau ihr widersprechen würde.
Sie hat es ihrer Mutter geschenkt, rief sich Rebecca in Erinnerung. Oliver hat es zwar mir geschenkt, aber es war Germaine, die es Miss Clara geschenkt hat.
»Danke«, sagte sie, als Germaine ihr schließlich eine Tasse Tee hinschob. Dann wandte sie sich an Clara. »Ich würde mir das Taschentuch gern anschauen.«
Clara Wagners Hand bewegte sich automatisch zu der Tasche, in die sie das Taschentuch gesteckt hatte. »Ich habe es nicht mit nach unten gebracht«, sagte sie. »Es gefällt mir nicht.«
Die Ader an Germaines Stirn begann wieder zu schwellen, als sie die Wölbung in der Tasche ihrer Mutter sah und sofort erkannte, woher sie rührte. Die Demütigung wegen der Zuckerdose
nagte noch an ihr, und sie schaute ihre Mutter wütend an. »Wenn es dir nicht gefällt, warum gibt du es mir dann nicht zurück?«
Clara blickte ihre Tochter an. »Ich habe es nicht«,

behauptete sie.
»O doch«, erwiderte Germaine kalt. Sie wollte das Taschentuch aus der Tasche ihrer Mutter ziehen, doch Claras Finger umschlossen ihr Handgelenk. Einen Moment lang starrten sich Mutter und Tochter an.
»Willst du mich wieder als Lügnerin bezeichnen, Mutter?« fragte Germaine.
Plötzlich ließ Clara Germaines Handgelenk los und zog das Taschentuch aus ihrer Tasche. »Nun gut«, sagte sie mit krächzender Stimme. »Wenn du es so dringend haben willst, dann nimm es! Nimm es mit meinem Segen!« Sie knüllte das Taschentuch zusammen und warf es ihrer Tochter ins Gesicht.
Rebecca hielt den Atem an und rechnete damit, daß eine Szene folgen würde, aber zu ihrer Erleichterung reagierte Germaine nicht auf den Zorn ihrer Mutter. Sie hob nur das Taschentuch auf, das auf den Boden gefallen war, strich es auf dem Tisch glatt und faltete es sorgfältig. Dann schob sie es in die Brusttasche ihrer Bluse, so daß das R perfekt zu sehen war. »Na bitte«, sagte sie und heftete den Blick wieder auf Rebecca. »Ist es nicht schön?«
Ohne auf eine Antwort zu warten, öffnete Germaine die Schachtel mit dem Konfekt. Zu ihrem Schrecken befanden sich keine Pralinen darin,
sondern eine pulsierende Masse von Ameisen, Mücken und Fliegen. Ihre Augen weiteten sich vor Entsetzen, als ein Schwärm von Insekten aus der Schachtel aufstieg und ihr ins Gesicht flog. Schreiend sprang Germaine auf und warf in ihrer Panik, dem Insektenschwarm zu entkommen, die Schachtel um, aus der immer noch Insekten strömten. Instinktiv schlug sie nach der

wimmelnden Masse und warf bei dem Versuch, sie abzuwehren, die Teekanne um. Als sich heißer Tee über den Tisch und auf Claras Schoß ergoß, wich Germaine vom Tisch zurück, aber ihr Entsetzen nahm nur zu, denn sie entdeckte, daß sich auf dem Boden Schlangen um ihre Füße wanden.

Sie stieß abermals einen Schrei aus und flüchtete schluchzend und taumelnd aus dem Zimmer.

Rebecca, wie betäubt bei Germaines plötzlichem, unerklärlichem Ausbruch, saß wie angewurzelt auf ihrem Stuhl, bis Clara Wagners Stimme sie aus ihrer Starre riß und sie verstand, was die alte Frau rief: »Hilf mir! Hilf mir!«

Rebecca überwand ihre Benommenheit, sprang auf und begann Clara Wagners Kleid mit ihrer Serviette abzutupfen. Sie suchte nach irgendeiner Erklärung, aber ihr kam nur in den Sinn, daß Germaine plötzlich, binnen eines Augenblicks, den Verstand verloren haben mußte. Aber das war unmöglich, nicht wahr?

»Was war das?« fragte sie. »Was ist passiert?«

Clara Wagner schob Rebecca gereizt von sich, nahm eine andere Serviette und wischte selbst ihr Kleid ab. »Was spielt das für eine Rolle?« fragte sie. »Sie hat mir meinen Nachmittagstee verdorben.« Ohne ein weiteres Wort rollte Clara vom Tisch zurück und verließ das Wohnzimmer.

Olivers Kopf ruckte hoch, als die Akte von seinem Schoß zu Boden rutschte, und er bückte sich, um sie aufzuheben. Seine Kopfschmerzen hatten nachgelassen, aber sein ganzer Körper schmerzte, als hätte er soeben eine zermürbende Arbeit erledigt. Seine Haut war mit kaltem Schweiß bedeckt, und er fühlte sich völlig

erschöpft. Erst als er sich bückte, um den Inhalt der Akte aufzusammeln, blickte er aus dem Fenster und bemerkte, daß das letzte Tageslicht verschwunden war.
Finsternis hüllte Blackstone ein, und die Irrenanstalt, die auf dem Hügel aufragte, warf den dunkelsten Schatten von allem. Als er die Silhouette des Gebäudes betrachtete, dessen letzter Direktor sein Vater gewesen war, versuchte sich Oliver vorzustellen, daß Malcolm Metcalf die Greueltaten begangen hatte, die die Krankenakte in seiner Hand so kalt und nüchtern beschrieb.
Er konnte es nicht glauben, trotz des überzeugenden Beweises der Seiten, die er soeben gelesen hatte - Seiten mit genauen Aufzeichnungen in der deutlichen Handschrift seines Vaters.
Akzeptiere es, sagte er sich, finde dich damit ab, und denke daran, daß die Behandlungsmethoden, die dieser Patientin verordnet wurden, damals durchaus üblich waren; sie waren als fortschrittliche Behandlung von Geisteskrankheit angesehen worden. Warum hätte sein Vater sie nicht anwenden sollen?
Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, als oben auf dem Hügel Licht aufblitzte. Oliver erstarrte, dann sagte er sich, daß es nur eine Sinnestäuschung gewesen sein konnte.
Doch plötzlich sah er ein anderes Licht aufflammen - kaum mehr als ein Flackern -, das sekundenlang eines der Fenster im dritten Geschoß erhellte und dann so schnell erlosch wie das erste.
Einen Augenblick später kam es wieder und dann noch einmal.
Für einen Sekundenbruchteil setzte sein Verstand völlig

aus, und er war überzeugt, zu wissen, wer an diesem Abend durch die Irrenanstalt wanderte.
Sein Vater.
Sein Vater, der irgendwie zurückgekehrt war, um über die dunklen Flure seiner lang stillgelegten Domäne zu schleichen, während sein Sohn von den sadistischen >Behandlungen< las, die Malcolm Metcalf einst geduldet hatte.
Aber so schnell, wie dieses erschreckende Gefühl gekommen war, so rasch verschwand es wieder, und er erkannte die Wahrheit.
Er sah nichts anderes als den Strahl einer Taschenlampe, mit der jemand die leeren Räume des Gebäudes erkundete. Er spähte aus dem Fenster und entdeckte den Umriß eines Wagens, der dicht beim Eingang der Irrenanstalt parkte. Und dann erinnerte er sich, daß dies der Tag war, an dem Bill McGuire und Ed Becker Melissa Holloway durch das Gebäude führten.
Oliver strich die Akte glatt und legte sie zu den anderen in die Kiste. Dann ging er nach unten, nahm eine leichte Jacke vom Haken bei der Tür und ging hinaus in die zunehmende Dunkelheit. Wenn er es auch nicht über sich bringen konnte, in die Irrenanstalt zu gehen, konnte er doch auf der Treppe vor dem Portal warten, bis seine Bekannten auftauchten. Aber als er den Hügel hinauf zu dem dunklen Gebäude ging, spürte er wieder den vertrauten pochenden Schmerz in der rechten Schläfe. Mit jedem Schritt wurde der Schmerz stärker, aber Oliver schritt stur weiter, weigerte sich, dem Schmerz nachzugeben. Als er die kurze Treppe zum Portal der Irrenanstalt erreichte, wallte Übelkeit in ihm auf. Er blieb taumelnd stehen. Dann brach ihm kalter Schweiß aus,

und er sank auf die Knie.
Brechreiz stieg in ihm auf. Oliver rang um Atem und kämpfte sich auf die Füße. Er starrte auf das Eichenportal oberhalb der Treppe. Die Flügel des Portals schienen vor seinen Augen zu wachsen, doppelt so groß zu werden, dann viermal so groß. Ein erstickter Aufschrei des Entsetzens stieg aus seiner Kehle, und Oliver wich zurück, als die riesigen Flügel des Portals auf ihn zu schwangen. Er war überzeugt davon, zerquetscht zu werden, wenn er auch nur eine Sekunde länger blieb. Er kämpfte gegen den klagenden Schrei an, der in ihm aufstieg, warf sich herum und flüchtete in die Dunkelheit.
Melissa Holloway zögerte auf dem oberen Absatz der Treppe, die ins Kellergeschoß der Irrenanstalt führte. Sie erschauerte und hatte das sonderbare Gefühl, plötzlich nahe bei etwas unvorstellbar Bösem zu sein.
»Wir brauchen nicht dort runter zu gehen«, sagte Bill McGuire, der ihr Unbehagen spürte. »Wenn Sie lieber...«
»Schon gut«, fiel ihm Melissa ins Wort. »Ich bin hergekommen, um das ganze Gebäude zu besichtigen, und das werde ich auch tun.« Aber als sie in die Schwärze am Fuß der Treppe hinabspähte, fragte sie sich, ob sie wirklich sehen wollte, was dort unten war.
Einen Moment später, als das Licht der Taschenlampen von Ed Becker und Bill McGuire durch die Dunkelheit geisterte und nichts Bedrohlicheres als ein vollkommen normaler Korridor zu sehen war, ließ ihre Furcht nach. Sie folgte den beiden Männern die Treppe hinab; ihre Schritte hallten hohl von den Wänden wider, und ihr Gefühl, daß etwas Böses in der Nähe war, wurde wieder stärker.

»Sind Sie sicher, daß niemand außer uns hier ist?« fragte sie und bereute ihre Frage sofort, weil sie wie die eines ängstlichen kleinen Mädchens klang.
»Das kann man nie so genau sagen, nicht wahr?« Ed Becker bemerkte ihre Nervosität und ging spielerisch darauf ein. »Wer weiß, welcher Teufel einst durch diese ...« Er verstummte, als Bill McGuire den Strahl seiner Taschenlampe in einen der Räume längs des Korridors richtete und sie Fesseln und Ketten an den Wänden sahen. »Allmächtiger«, wisperte der Anwalt. »Sie werden doch nicht diese Dinge bei Menschen angewandt haben, oder?«
Melissa Holloway starrte auf die dicken Ledermanschetten am Ende der schweren Ketten, die in die Wand eingelassen waren. »Können Sie sich einen anderen Zweck dafür vorstellen?«
Keiner der Männer antwortete, aber Bill McGuire richtete das Licht der Taschenlampe schnell wieder auf den Flur.
Die nächsten beiden Türen hatten kleine Fenster, und als Bill McGuire eines davon öffnete, erkannten Melissa und Ed Becker deren Zweck.
Der Raum hinter der Tür war kaum mehr als eine Zelle, und es hingen noch Reste von Gummi an den Wänden. Es gab keine Möbel.
Die drei starrten eine Weile wortlos in die Gummizelle und gingen dann weiter.
Der Raum neben der Gummizelle war mit drei großen Porzellanwannen ausgestattet. Jede war so groß, daß sich ein Erwachsener darin ausstrecken konnte. Alle drei hatten dicke Holzdeckel. Die Deckel hatten an einem Ende ein Loch. Ed Becker starrte verwundert

darauf.
Abermals schien Melissa Holloway seine Gedanken zu lesen. »Für die Köpfe der Patienten«, sagte sie leise. »Keiner bleibt freiwillig in einer Wanne mit Eiswasser. So benutzten sie Deckel, um die Patienten in der Wanne zu halten.«
Ed Becker starrte mit offenem Mund auf die Wannen und versuchte sich vorzustellen, wie es sein mochte, eingeschlossen in einer davon zu liegen. Das eiskalte Wasser würde schlimm genug sein; die Unbeweglichkeit und Hilflosigkeit waren sogar noch schlimmer. Erschauernd wandte er sich ab. »Was, zum Teufel, war das hier?« murmelte er, als er schnell wieder in den Flur zurück trat.
»Nichts anderes als hundert ähnliche Einrichtungen, nehme ich an«, erwiderte Melissa Holloway.
Die drei beendeten schweigend die Besichtigung des Kellergeschosses, wie unter dem Zwang, jeden der naßkalten Räume zu erforschen, die alle für Zwecke benutzt worden waren, über die keiner von ihnen sprechen wollte.
Als sie schließlich zur Treppe zurückkehrten, schüttelte Melissa traurig den Kopf. »Ich frage
mich, ob sie damals wirklich das Richtige getan haben«, sagte sie und erinnerte sich nicht nur an die Räume, die sie soeben besichtigt hatten, sondern auch an die oberen. »Vielleicht wäre es besser, das ganze Gebäude einfach abzureißen.«
Bill McGuire und Ed Becker tauschten einen Blick. »Dafür ist es zu spät«, entgegnete der Anwalt. »Die Bausubstanz ist gut erhalten. Außerdem, wenn es hätte abgerissen werden sollen, dann wäre das besser schon

vor langer Zeit geschehen.« Ein grimmiges Lächeln spielte um seine Lippen. »Ich weiß, es ist gespenstisch, Melissa - ehrlich gesagt, es ist mir selbst ein bißchen unheimlich -, aber was auch immer hier geschah, es ist so lange her, daß praktisch jeder es vergessen hat. Es ist jetzt nur noch ein historisches Gebäude. Genauer gesagt«, fügte er hinzu, als sie im Erdgeschoß waren, »steht es unter Denkmalschutz, und wir können es gar nicht nicht ganz abreißen, selbst wenn wir das wollten.«
Als sie zum Portal gelangten, warf Melissa einen letzten Blick ins dunkle Innere. Ein Schauder erfaßte sie, als hätte etwas unerklärlich Böses, das in den dunklen Steinmauern des Gebäudes lauerte, sie seine Anwesenheit spüren lassen. »Ich weiß nicht«, sagte sie und schüttelte das unheimliche Gefühl ab. »Ich frage mich manchmal, ob solche Gebäude wirklich geschützt werden sollten. Es ist, als ob so viel Unglück hier gehaust hat, daß es die Wände durchtränkt hat.
Und ich frage mich, ob irgend etwas, das wir tun, das jemals ändern wird.«
Bill McGuire blickte die Bankdirektorin besorgt an. »Sie ändern doch nicht Ihre Meinung über den Kredit, oder?« fragte er.
Melissa zögerte. Dann lachte sie. »Nein«, versicherte sie ihm. »Sie bekommen den Kredit. Ich habe nur gegrübelt. Als Privatperson läuft es mir bei dem ganzen Gebäude eiskalt den Rücken runter. Aber als Bankier muß ich sagen, daß es nach einer tollen Investition aussieht.«
Einen Augensblick später fuhren sie vom Gelände der ehemaligen Irrenanstalt fort, ohne zu wissen, daß nur ein paar Minuten zuvor Oliver Metcalf vor dem Portal auf sie gewartet hatte - und dann geflüchtet war.

Die Kopfschmerzen ließen langsam nach, die Übelkeit ging vorüber, und der schwarze Schleier des Entsetzens, der sich über Oliver gesenkt hatte, hob sich.
Dennoch konnte er fast nichts sehen, denn nur ein schwaches Schimmern des Sternenlichts durchbrach die Dunkelheit, von der er umgeben war.
Er rannte davon. Aber wohin? Und wovor rannte er davon?
Sein Fuß berührte etwas. Er stolperte, verlor das Gleichgewicht und stürzte der Länge nach zu Boden. Im Reflex streckte er die rechte Hand aus, um seinen Sturz abzufangen, und berührte etwas Hartes und Rauhes, und euren Augenblick später stieß er mit der linken Hand gegen etwas anderes. Er rang um Atem und kämpfte gegen den Wunsch an, sich aufzurappeln und weiter zu fliehen vor dem namenlosen Ding, das ihn verfolgte, was immer es auch sein mochte. Er zwang sich, nicht wieder in die Panik zu verfallen, die ihn vor der Irrenanstalt erfaßt hatte, und sich darauf zu konzentrieren, seine Nerven zu beruhigen.
Da ist nichts, sagte er sich. *Nichts verfolgt dich. Du brauchst vor nichts Angst zu haben. Vor überhaupt nichts!*
Als sich seine Atmung und sein Puls langsam normalisierten, setzte er sich auf, tastete sich durch die Dunkelheit und erkannte schließlich, wo er war.
Auf dem Friedhof.
Auf dem kleinen Stück Land, auf dem seit fast einem halben Jahrhundert die nicht beanspruchten Leichen der Patienten, deren Familien sie in der Irrenanstalt allein gelassen hatten, begraben worden waren, nachdem ihr qualvoller Lebensweg schließlich ein Ende gefunden

hatte.
Ein Friedhof, auf dem die Heimatlosen und Einsamen begraben waren, wie auf jedem anderen Armenfriedhof. Doch nicht nur die lang vergessenen Patienten der Irrenanstalt hatten hier ihre letzte Ruhestätte gefunden.
Oliver rappelte sich auf und bahnte sich einen Weg zwischen den verwitterten Grabsteinen zu der fernen Ecke, wo sein Vater in einer mit einem rostigen, schmiedeeisernen Zaun eingefriedeten Grabstätte beigesetzt worden war. Oliver verharrte an der Pforte und starrte auf den Grabstein, der unter dem Nachthimmel kaum sichtbar war.
Malcolm Metcalf geboren 25. Februar 1914 gestorben 19. März 1959
Warum hatte sein Vater Selbstmord begangen?
Und warum hatte er dieses besondere Datum zum Sterben gewählt?
Seit Oliver ein kleiner Junge gewesen war, hatte er stets angenommen, sein Vater habe das Datum aus Kummer um sein verlorenes Kind gewählt.
Aber was war, wenn er einen anderen Grund gehabt hatte?
Oliver wußte es nicht; er würde es vermutlich nie erfahren.
Jetzt, fast vierzig Jahre später, erinnerte er sich an praktisch nichts davon.
Welche Erinnerungen er auch haben mochte, sie waren so tief in seinem Unterbewußtsein vergraben wie sein Vater im dunklen, kalten Boden.
Lange Zeit stand Oliver in der Stille der Nacht und starrte auf den Grabstein. Dann kamen ihm Bruchstücke der Krankenakte, die er erst vor kurzem

gelesen hatte, in den Sinn.
Zwangsjacke ... eiskalte Bäder ...
Elektroschock-Therapie ...
»Was hast du getan, Vater?« flüsterte er kaum hörbar. Doch dann, als ihm die Tragweite der Frage bewußt wurde, wiederholte er die Worte laut. »Was hast du getan?«
Immer noch schwoll die Frage an, nahm die Stärke eines Paukenschlags an, hallte lauter und lauter in ihm nach, und noch einmal stellte er sie. Diesmal jedoch nicht flüsternd. Diesmal war es ein gequälter Aufschrei, der durch die Dunkelheit gellte.
»WAS HAST DU GETAN?«

Germaine Wagner kauerte sich auf ihrem Bett zusammen, in die Decke gehüllt, die Beine angezogen und die Knie fest mit den Armen umschlungen. Sie kämpfte gegen die Panik an, von der sie im Wohnzimmer befallen worden war. Sie hatte weder das Licht eingeschaltet noch sich entkleidet und das Nachthemd angezogen, bevor sie sich ins Bett gelegt hatte, so groß war ihre Angst vor dem, was sie vielleicht im Licht des Kronleuchters oder versteckt in den Schatten ihres Schranks sehen würde. Lange Zeit saß sie zitternd in der Dunkelheit und hörte nur das Klopfen ihres Herzens. Die Ader an ihrer Stirn pulsierte so stark, daß Germaine befürchtete, einen Schlaganfall zu bekommen.
Als die scheinbar endlosen Minuten vergingen, beruhigte sich ihr Puls jedoch. Der Schock ließ allmählich nach, und langsam begann ihr Verstand wieder zu arbeiten. Unwillkürlich versuchte sie, sich zu entspannen.

Dies bin nicht ich, sagte sie sich. So *reagiere ich nicht. Es gibt nichts, auf das ich so reagieren würde.*
Aber einen Augenblick später, als sie in der Erinnerung die Fliegen und Mücken um sich herumschwirren und die Schlangen auf dem Boden kriechen sah, schlug eine neue Woge der Panik über ihr zusammen. Diesmal behielt Germaine jedoch ihre Selbstbeherrschung.
Es ist nicht wirklich passiert, sagte sie sich. Was auch immer es war, ich habe es mir nur eingebildet.
Germaine Wagner wußte, daß sie nicht der Typ war, der sich Dinge einbildete. Sie war stets stolz auf ihre Fähigkeit gewesen, die Realität nüchtern und klar zu sehen. Sogar als Kind, wenn ihre Spielgefährtinnen zum Himmel geschaut und sich Elefanten und Tiger und andere wundersame Kreaturen in den Wolken vorgestellt hatten, dann waren es für Germaine nur Stratus-, Kumulus- und Kumulonimbuswolken gewesen, die im Wind trieben. Der Verstand war ein analytisches Werkzeug, und sie war überzeugt, daß er gut geschärft bleiben mußte und sie keine Stoffe ein-nehmen durfte, die sein Funktionieren störten. Sie hatte nie Alkohol getrunken, nie Marihuana geraucht und gewiß keine Drogen genommen, die...
Drogen?
Sie dachte über die Möglichkeit nach. Hatte Rebecca Morrison ihr vielleicht etwas in den Tee getan?
Natürlich, das war es!
Es war Rebeccas Rache, eine boshafte Überreaktion, weil sie ihr das Taschentuch abgenommen hatte, damit sie es nicht ruinierte!
Als ihre Furcht in Wut überging, berührte Germaine die Tasche ihrer Bluse, um sich zu vergewissern, daß das

Taschentuch noch darin steckte. Es wäre typisch für Rebecca, es aus ihrer Tasche zu ziehen, während sie noch unter dem Einfluß der Substanz stand, die das undankbare Mädchen in den Tee getan hatte. Als Germaine feststellte, daß das Taschentuch noch da war, zog sie es aus der Tasche der Bluse und steckte es in ihren BH.

Ihr Zorn war jedoch nicht besänftigt. Offenbar war es ein Fehler gewesen, Rebecca in ihrem Haus aufzunehmen. Ihre Freundlichkeit - ganz zu schweigen von der ihrer Mutter! - mit solch einem gemeinen Trick zu vergelten war unverschämt. Das konnte nicht hingenommen werden. Rebecca würde sich eine andere Unterkunft suchen müssen.

Die Entscheidung war gefällt - unabänderlich wie alle ihre Entscheidungen -, und Germaine war entschlossen, Rebecca zu sagen, daß sie sich eine andere Bleibe suchen mußte.

Die heutige Nacht würde die letzte des Mädchens im Haus der Wagners sein.

Germaine warf die Bettdecke von sich und wollte aufstehen, doch dann hörte sie ein Geräusch und verharrte.

Ein schwaches Kratzen, als ob etwas durch den Fliegendraht vor ihrem Fenster zu kriechen versuchte. Zufrieden, weil sie das Geräusch identifiziert hatte, schwang Germaine die Beine vom Bett.

Da war das Geräusch wieder, doch diesmal kam es nicht vom Fenster her.

Es war im Zimmer.

Ein Scharren, als ob etwas - etwas Kleines - über den Holzboden an den Rändern des antiken

Teppichs huschte, von dem der größte Teil des Bodens bedeckt war.
Eine Maus?
Germaine hob im Reflex ruckartig die Füße aufs Bett, setzte sie dann jedoch wieder auf dem Boden auf, als ihr klar wurde, daß ihr Entsetzen sie vorhin ins Bett getrieben hatte, ohne daß sie die Schuhe ausgezogen hatte. Als sie stand, hörte sie das Scharren von neuem. Diesmal ignorierte sie es jedoch und schaltete die Lampe auf ihrem Nachttisch an. Das warme Licht vertrieb die Dunkelheit.
Für einen Moment entspannte sich Germaine. Doch dann hörte sie das Schaben und Huschen erneut, und aus dem Augenwinkel heraus nahm sie eine Bewegung wahr. Ihr Kopf ruckte so schnell herum, daß ihr Hals weh tat, und sie rieb die schmerzende Stelle.
Etwas wand sich unter ihren Fingern!
Sie fuhr wieder herum und versuchte verzweifelt, das Ding von ihrem Hals zu entfernen, und diesmal erhaschte sie einen Blick auf sich im Spiegel auf ihrem Frisiertisch.
Ein Tausendfüßler, dessen winzige Beine sich in glatten Wellen bewegten, kroch über ihren Hals. Germaine wischte ihn fort und wollte darauf treten, doch er verschwand unter dem Bett.
Sie ließ sich auf Hände und Knie nieder, hob die Matratze an und spähte unter den Metallrahmen. Dann griff sie nach einem ihrer Pantoffel
und wollte damit die widerwärtige kleine Kreatur erschlagen.
Ihr Pantoffel war verschwunden. An seiner Stelle befand sich eine große Ratte, deren rote Augen sie anstarrten

und die sich zischend zum Sprung duckte. Germaines Herz begann zu hämmern, und ein erstickter Aufschrei kam über ihre Lippen, als sie die Hand zurückriß. Dann sah sie eine andere Bewegung aus dem Augenwinkel und verlor das Gleichgewicht, als sie sich zur Seite duckte.

Sie stürzte auf den Teppich und spürte, wie etwas über ihr Haar strich.

Sie rollte sich herum, von Panik erfaßt, und wollte sich aufrappeln. Etwas schoß plötzlich aus einer Ecke des Zimmers auf sie zu - eine Fledermaus, wie sie glaubte -, und sie duckte sich wieder zur Seite. Ihr Fuß verfing sich im Teppich, sie stolperte, stürzte und schlug mit der Stirn gegen die Kante des Frisiertischs.

Schmerzen schossen durch ihren Kopf, und als sie über die betreffende Stelle rieb, spürte sie die warme Klebrigkeit von Blut. Ein Schrei aus Furcht und Schmerz kam aus ihrer Kehle. Entsetzt versuchte sie, auf die Füße zu gelangen.

Jetzt war die Fledermaus zurück und flatterte um ihren Kopf. Sie versuchte, sie fortzujagen, doch die Fledermaus stieß auf sie herab und verschwand dann in den Falten des Fenstervorhangs. Germaine tastete nach irgend etwas, mit dem sie sich gegen die Fledermaus verteidigen

konnte. Ihre Hand schloß sich um eine Alabasterdose mit Gesichtspuder. Sie schleuderte sie auf die Stelle, wo sie die Fledermaus hatte verschwinden sehen. Die Dose zerschmetterte die Fensterscheibe, und durch die Scherben stob Puder aus der zerbrochenen Dose und gab einen Schwarm von Mücken und Fliegen frei, viel größer als der aus der Konfektschachtel im Wohnzimmer.

Millionen mußten es sein, eine dichte, dunkle, erstickende Wolke, die um sie herum wirbelte. Germaine schrie entsetzt auf, wich von dem dunklen Schwarm zurück und würgte, als Mücken und Fliegen in ihren Mund drangen. Sie hustete, drosch um sich und fiel auf die Knie.
Hunderte von Mäusen kamen unter dem Bett hervor. Germaine riß ihre Hände zurück, als die Nager über ihre Finger stürmten. Sie stieß mit den Knöcheln gegen den metallenen Bettrahmen und riß sich die Haut auf. Als ihre brennenden Finger zu bluten begannen, tauchte die Ratte wieder auf. Germaine packte die Nachttischlampe und schleuderte sie der Ratte entgegen. Das Glas der Lampe zerschellte auf dem Boden. Splitter flogen ihr ins Gesicht und rissen ihre Haut auf.
Die Luft war von Insekten und Fledermäusen erfüllt. Flügel flatterten, scharfe Zähne wurden gebleckt.
Mit einem erstickten Schrei rappelte sich Germaine auf und taumelte zum Badezimmer. Sie knallte die Tür hinter sich zu, tastete nach dem Lichtschalter und betätigte ihn.
Grelles, weißes Licht erhellte das Badezimmer, Germaine starrte in den Spiegel über dern Waschbecken. Was sie sah, hatte keine Ähnlichkeit mit ihrem Gesicht. Die Fratze eines Ungeheuers starrte sie an. Blut rann aus seinen Auger Würmer klebten an seinen Wangen. Als es das zahnlose Maul öffnete, kroch eine Schlange aus dem dunklen Loch, kam mit tropfenden Giftzähnen auf sie zu, während das Monster im Spiegel mit Klauen und schuppigen Fingern nach ihr griff.
Germaine schmetterte die Fäuste gegen den Spiegel. Scherben regneten in das Waschbecken und auf den

Boden. Ein blitzender Krummsäbel schlitzte ihr Bein auf, als er herabfiel, mit blutiger Schneide durch die Luft wirbelte und auf den Fliesen zerschmetterte.
Jeder Tropfen ihres Bluts schien zum Leben zu erwachen, als es plötzlich von roten Ameisen auf dem Boden wimmelte.
Germaine sank auf die Knie, schluchzte, beobachtete hilflos, wie die Ameisen über ihre Haut krabbelten, und spürte das Feuer von Millionen Bissen.
Sie kroch aus dem Badezimmer, sprang auf und wankte zur Tür.
Schließlich entkam sie aus ihrem Zimmer ins Zwischengeschoß. Sie spähte über die Balustrade hinab in die große verlassene Halle. Wo ihr ganzes Leben lang der riesige orientalische Teppich gelegen hatte, sah Germaine jetzt nichts als eine schreckliche Grube mit sich windenden Schlangen.
Sie sank auf den Boden und übergab sich. Als sie den Inhalt ihres Magens erbrach, verwandelte er sich sofort in zuckende Maden und pulsierende Schnecken, die sich um sie herum ausbreiteten und dann auf sie zu krochen.
Raus!
Sie mußte raus!
Es gab keinen Ausweg, keinen Fluchtweg außer der Treppe, die hinab in die Viperngrube führte.
Sie hatte keine Wahl.
Wohin sie auch blickte, sah sie neue Bedrohungen auf sich zukommen. Sie wich zurück. In ihrer Kehle brannte Säure, und ihr wurde wieder schlecht. Auf dem oberen Treppenabsatz spähte sie nach unten.
Die Treppenstufen fielen scheinbar endlos ab zum unerreichbar fernen Boden.

Germaine zögerte, und etwas fiel von der Decke in ihr Haar.
Sie drehte den Kopf, blickte nach oben und sah die Spinnen. Sie waren überall. Ihre Netze hingen vom Kronleuchter und vom Oberlicht, bedeckten die Wände und Ecken. Die Spinnen, schwarz und glänzend und mit rotem Unterleib, krochen auf sie zu.
Germaine konnte hören, wie ihre Kiefer knackten, und sie sah die Gifttropfen, die sie bald durch ihre Adern jagen würden.
Wimmernd, fast wahnsinnig vor Angst, begann Germaine Wagner die Treppe hinabzukriechen - auf die sich windende Masse der Schlangen zu, die unten wartete.
Obwohl der Friedhof, der an die Kapelle der Gemeindekirche grenzte, von vier der altmodischen Straßenlaternen von Blackstone umgeben war, fiel nicht genügend Licht auf das zwei Morgen große Gelände, um die Schatten in der Mitte zu durchdringen. Oliver verharrte, als er zu der Pforte in dem weißen Zaun gelangte, und fragte sich, ob die Kopfschmerzen, die ihn den ganzen Tag lang gequält hatten, wieder einsetzen würden.
Gegenüber der Straße ging jemand über den Square-Park, aber von Olivers Standort aus war die Gestalt nur als dunkler Umriß zu erkennen, der bald völlig verschwand. Plötzlich fühlte sich Oliver trotz des schwachen Scheins der auf Elektrizität umgestellten Gaslaternen seltsam sichtbar, wie angestrahlt. Er trat durch die Pforte, schloß sie hinter sich und ging über den gewundenen Pfad zwischen den Grabsteinen, bis er zu dem verwitterten Marmor-Mausoleum gelangte, das

Charles Connally 1927 hatte erbauen lassen, als er und jede seiner fünf Schwestern sich entschieden hatten, nicht in der Gruft beigesetzt zu werden, die ihr Vater bereits für sich, seine Frau und ihre sechs Nachkommen errichtet hatte.
Eine Gruft, in der der alte Jonas Connally -Harvey Connallys Großvater und Olivers Urgroßvater - absichtlich keinen Platz für die
Männer vorgesehen hatte, die seine Töchter geheiratet hatten, ganz zu schweigen von Charles' Frau oder irgendeinem ihrer Nachkommen.
Bis heute lagen die sterblichen Überreste von Jonas und Charity Connally in der einsamen Pracht eines imposanten weißen Kalkstein-Mausoleums genau in der Mitte des Friedhofs. Das monumentale Grabmal war leer bis auf die bei- den Leichname.
Ihre Söhne und Töchter - zusammen mit ihren Ehemännern, Charles' Frau Eleanor und mindestens einigen anderen aus jeder Generation ihrer weiteren Nachkommen - waren in sechs separaten Grüften beigesetzt, und jede war so angelegt, daß sie von dem Grabmal, das Jonas Connally errichtet hatte, wegblickte, eine ewige Erinnerung daran, daß sie genau wie im Leben auch im Tod dem Patriarchen des Connally-Clans den Rücken zugewandt hatten.
Oliver hatte immer gedacht, daß etwas fast unsäglich Trauriges in der Art war, in der die Anlage des Mausoleums ewiges Zeugnis für den längst vergessenen Groll zwischen Jonas Connally, seinem Sohn Charles und seinen fünf Töchtern ablegte. Aber von allen Grabstätten fand er diejenige am traurigsten, die von Charles -Olivers Großvater und der Mann, der das große

Herrenhaus auf dem North Hill hatte erbauen lassen - errichtet worden war.

Charles Connally war lange vor Olivers Geburt gestorben, aber sein Onkel Harvey hatte ihm oftmals von der unermüdlichen optimistischen Begeisterung des älteren Connally erzählt, die sogar das Mausoleum eingeschlossen hatte, das er mit genug Platz für sich und seine Frau Eleanor, seine Kinder und deren Gatten und ebenso für ein Dutzend Enkel errichtet hatte.

Aber sogar nach all diesen Jahren waren nur vier der Grüften des Mausoleums belegt - und nur zwei weitere würden es jemals sein, dachte Oliver grimmig.

Die fahle Marmor-Grabstätte schimmerte im schwachen Licht, fast als wäre sie von innen beleuchtet, anstatt vom Schein der vier fernen Straßenlaternen. Als Oliver sich näherte, blickte er auf das Motto, das tief in den Marmor der drei Stufen gemeißelt war, die zu den Grüften führten:

WILLKOMMEN SIND ALLE -HERBEFOHLEN IST NIEMAND

Noch ein Tadel für seinen Urgroßvater. Wie immer fragte sich Oliver beim Lesen der Worte, ob er jemals erfahren würde, worum es bei dem Streit zwischen Jonas und seinen Kindern wirklich gegangen war.

Dieser Streit hatte jedoch nichts mit dem Grund seines heutigen nächtlichen Besuchs zu tun. Er stieg die Treppe hinauf und gelangte zu den beiden Grüften, die links unterhalb von

denen waren, in denen die Leichen seiner Großeltern ruhten. Auf jeder Gruft befand sich eine kleine Gedenktafel:

Olivia Connally Metcalf *Mallory Connally Metcalf*
geboren 19. März 1923

geboren 24. April 1952
gestorben 24. April 1952 gestorben 19. März 1956
Seine Mutter und seine Schwester ruhten nebeneinander. Oliver wußte natürlich, wie seine Mutter gestorben war. Sie hatte ihn und Mallory zur Welt gebracht, und das war zuviel für sie gewesen; am Ende war sie gestorben, damit ihre Kinder leben konnten.
Ein kleines Mädchen, benannt nach ihrem Mann.
Ein kleiner Junge, benannt nach ihr.
Der Tod seiner Schwester jedoch war für ihn jetzt noch so geheimnisvoll, wie er es an jenem Tag damals gewesen war.
Bilder von beiden waren hinter dickem Glas an dem Stein angebracht, aber längst fast bis zur Unkenntlichkeit verblichen. Doch Oliver kannte jedes Bild.
Er legte die Hand auf das Bild seiner Mutter, und wie stets füllten sich seine Augen mit Tränen. »Warum?« flüsterte er. »Warum mußtest du uns verlassen?« Er schwieg, als erwarte er eine Antwort auf seine oft gestellte Frage. Die Stille auf dem Friedhof hüllte ihn ein wie ein eisiges
Laken, und er erschauerte in der Dunkelheit.
Er legte die Hand auf das Bild seiner Schwester, die an dem Tag gestorben war, an dem der dreiunddreißigste Geburtstag ihrer Mutter gewesen wäre.
Diesmal stieg eine Szene aus der Vergangenheit in seiner Erinnerung auf, und sie war so deutlich, als hätte sie sich erst gestern abgespielt.
Er und Mallory waren beide sehr klein - erst um die drei Jahre -, und er hielt sie an der Hand, während sie über den Rasen zum Wald liefen. Da war eine Quelle im Wald, und die beiden versteckten sich gern zwischen den

Büschen, die an den klaren, schnell fließenden Bach grenzten, und beobachteten Waschbären dabei, wie sie ihr Fressen im reißenden Wasser wuschen. Ab und zu trank Rotwild von dem kristallklaren Naß.
Wenn sie sich besonders tapfer fühlten, zogen er und Mallory manchmal die Schuhe und Socken aus und wateten in das kalte Wasser der Quelle, obwohl ihr Vater sie davor gewarnt hatte, daß sie leicht ertrinken konnten, wenn sie ausrutschten und ins Wasser fielen.
Aber sie waren nie ausgerutscht, waren nie ...
Ein Schmerz schoß so plötzlich durch Olivers Kopf, daß er von der Gruft zurückwankte. Das Bild seiner Schwester verschwand in der Schwärze, die ihn einhüllte.
Ein Lichtpunkt leuchtet in der Schwärze.
Der Junge starrt darauf. Als er sich darauf konzentriert, wird der helle Punkt plötzlich größer.
Jetzt hat er das Gefühl, in einen Tunnel zu blicken.
Am Ende des Tunnels sieht er einen Sarg.
Der Junge taucht aus dem Tunnel auf. Er ist in einer Kirche und starrt auf einen Sarg.
Es ist ein kleiner Sarg.
So klein, daß selbst er kaum hineinpassen würde.
Hände heben ihn an, halten ihn hoch, so daß er in den Sarg hineinschauen kann.
Er sieht ein Gesicht.
Das Gesicht seiner Schwester.
Als er mit großen Augen darauf starrt, sickert Blut aus dem Hals seiner Schwester.
Als der Kopfschmerz allmählich nachließ, preßte Oliver erschauernd die Hand auf das Glas über dem Bild seiner Schwester.

»O Gott, warum kann ich mich nicht erinnern? Was ist mit mir los?« schrie er, und seine Stimme brach. Tränen rannen aus seinen Augen. Er wandte sich vom Mausoleum ab und machte sich auf den langen Heimweg.

Germaine hatte keine Ahnung, wie lange sie gebraucht hatte, um die scheinbar endlose Treppe hinunterzugehen. Die Zeit verlor ihre
Bedeutung, während sie auf das Grauenvolle einschlug, von dem sie umgeben war. Sie verharrte geduckt am Fuß der Treppe und starrte gebannt in die Grube. Was ein riesiger orientalischer Teppich mit einem komplizierten Muster aus Blumen, Weinranken, Blättern und Vögeln gewesen war, das war jetzt eine pulsierende, sich windende Masse, die in hypnotisierendem Rhythmus zuckte und sie unweigerlich in ihren tödlichen Griff zu ziehen drohte. Weinranken wuchsen vor ihren Augen und griffen nach ihr, um sich um ihre Knöchel zu winden. Schlangen glitten an den Ranken empor, und ihre sich wellenförmig bewegenden Körper waren fast nicht von den Weinranken zu unterscheiden. Germaine stieß ein Wimmern aus und versuchte, sich von dem schrecklichen Anblick abzuwenden, doch der Dschungel vor ihr hielt sie im Griff.

Ein glänzender Tropfen Speichel lief aus ihrem Mundwinkel, doch Germaine nahm ihn so wenig wahr wie das Blut, das aus den Schnitten an ihren Beinen tropfte.

Der Dschungel wich zurück, verschlungen von der schwarzen, bodenlosen Grube, die sich vor ihr öffnete. Eine Woge von Schwindel erfaßte Germaine, als sie in den Abgrund starrte. Sie streckte einen Arm aus, um sich

zu stützen, doch sie stieß mit der Hand nur gegen den Endpfosten am Fuß der Treppe. Der plötzliche stechende Schmerz in
ihrer Hand brachte sie um den Rest ihres Gleichgewichts.
Schreiend stürzte sie in die schwarze Tiefe. Während sie fiel, sah sie die sich windenden Schlangen, von deren Zähnen das Gift tropfte. Sie wanden sich auf sie zu, als wollten sie zustoßen, bevor sie in der Tiefe verschwand.
Dann waren alle über ihr, drehten sich um sie, hielten ihre Arme und Beine fest. Sie bekam keine Luft mehr; ihre Haut kribbelte. Die Schlangen wanden sich um sie. Sie drehte sich mit ihnen. Schrie. Vipern krochen über sie. Sie versuchte, die Arme und Beine zu bewegen.
Nichts. Sie war in der Falle. Gelähmt. Sie schrie wieder. Schreie des Schmerzes und Entsetzens. Dann Schreie der Verzweiflung.
Clara Wagner nahm schließlich die Fernbedienung und stellte den Ton des Fernsehers leiser. Als die Erkennungsmelodie der Spätnachrichten verklang, wurden die Klagelaute jenseits ihrer Tür lauter, und sie runzelte ärgerlich die Stirn. Was, zum Teufel, war dort draußen los?
Heulte jemand oder schrie herum?
Es mußten Germaine und Rebecca sein.
Was um alles in der Welt trieben sie?
Aber natürlich wußte sie es! Rebecca hatte zweifellos wieder eine Dummheit angestellt, und Germaine mußte sie tadeln. Jetzt heulte das alberne Ding. Nun, das mußte aufhören.
Sofort.
Sie drehte den Rollstuhl zur Tür, fuhr durch das Zimmer

und mühte sich ab, die schwere Mahagonitür mit einer Hand zu öffnen, während sie mit der anderen Hand die Bedienung des Rollstuhls steuerte. Als die Tür langsam aufschwang, wurden die Geräusche lauter. »Um Himmels willen«, begann Clara, als sie mit dem Rollstuhl hinaus auf das breite Zwischengeschoß fuhr, das die riesige Halle unterhalb umgab. »Was ist...«

Die Worte erstarben auf ihren Lippen. Unten sah sie Germaine sich auf dem Teppich winden, der die breite Fläche zwischen Haustür und dem Fuß der Treppe bedeckte.

Was in Gottes Namen tat sie da? War sie die Treppe heruntergefallen?

»Germaine? *Germaine!«*

Das Kreischen hallte durch den Dschungel, in dem Germaine gefangen war. Sie sprang auf, als sie hörte, wie sich die bis jetzt noch ungesehene Bestie näherte. Obwohl die Schlangen noch an ihr klebten und rote Schleier vor ihren Augen wallten, riß sie sich mit übernatürlicher Kraft, die purem Entsetzen entsprang, von der Umklammerung der Weinranken und Vipern los.

Verstecken.

Sie mußte ein Versteck finden.

Verzweifelt wandte Germaine sich erst in eine Richtung, dann in eine andere und suchte nach einem Platz, an dem sie sich vor der nahenden Bestie verstecken konnte. Und dann sah sie endlich einen.

Ein Bau - ein hohler Baum.

Nicht viel, aber wenigstens etwas.

Die Weinranken zerrten immer noch an ihr, die Schlangen wanden sich weiterhin um sie, während sie sich zu dem Versteck durchkämpfte. Schließlich ließ sie

sich auf alle viere nieder und schleppte sich durch den Sumpf, zu dem der Boden geworden war.
Als die Bestie wieder aufbrüllte, wimmerte Germaine und verdoppelte ihre Anstrengungen.
»Germaine!«
Clara Wagner starrte wütend auf ihre Tochter hinab.
Was um alles in der Welt tat sie? Offenbar war sie nicht schlimm verletzt, denn sie war aufgestanden, hatte ein paar Schritte gemacht und sich dann auf alle viere niedergelassen, als wäre sie einfach zu besäuselt, um zu stehen.
Besäuselt!
Natürlich!
Germaine war betrunken! So mußte es sein! Nach der Szene, die sie im Wohnzimmer veranstaltet hatte, war sie auf ihr Zimmer gegangen und hatte sich betrunken.
Das überraschte Clara nicht - kein bißchen. Sie hatte stets geargwöhnt, daß Germaine heimlich
trank. Typisch für die Person, zu der sich Germaine entwickelt hatte, obwohl sie, die Mutter, hart gearbeitet und all die Opfer gebracht hatte, um sie ordentlich aufzuziehen und sicherzustellen, daß es ihr an nichts mangelte. Aber das Mädchen war immer eine Enttäuschung gewesen.
Vielleicht wäre etwas aus ihr geworden, wenn sie hübsch genug gewesen wäre, um sich einen Ehemann zu angeln ...
Zu spät! Germaine würde nie etwas anderes sein als eine altjüngferliche Bibliothekarin.
Aber sie würde nicht zur Trinkerin werden!
»Ich komme dort runter, Germaine!« rief Clara über die Balustrade vom Zwischengeschoß. »Ich komme runter,

und wenn ich herausfinde, daß du getrunken hast...«
Sie ließ den Rest des Satzes unausgesprochen, während sie den Rollstuhl zum Aufzug manövrierte. Ärgerlich riß sie die Tür der Messingkabine auf. Sie fuhr mit dem Rollstuhl in die Kabine und drückte auf den Knopf zum Erdgeschoß.
Das erneute Brüllen der Bestie spornte Germaine an, und sie befreite sich von den Weinranken und kroch in den Schutz des hohlen Baums, eigentlich nicht mehr als ein verfaulender Stumpf mit löchriger Rinde. Sie zog die Knie an den Oberkörper, umschlang sie mit den Armen, schloß die
Augen und wiegte sich vor und zurück. Sie atmete in kurzen Stößen; ihr ganzer Körper schmerzte jetzt. Sie hatte das Gefühl, Millionen *A* von Insekten kröchen über ihre Haut, die überall mit Blut beschmiert war. Schluchzend und wimmernd versuchte sie, sich kleiner zu machen und Augen und Ohren vor dem Grauen zu verschließen, von dem sie umgeben war. Dann drang ein neues Geräusch durch den Nebel, der ihren Verstand einhüllte.
Ein schreckliches Klirren und Ächzen. Die Bestie! Sie kam auf sie zu. Ohne es zu wollen, riß Germaine die Augen auf und schaute nach oben.
Ein gewaltiger Felsbrocken - so riesig, daß er den gesamten hohlen Baumstumpf ausfüllte, fiel auf sie herab.
Germaine schrie vor Entsetzen.
Als der Schrei ihrer Tochter den Panzer aus Wut durchdrang, mit dem sich Clara Wagner umgeben hatte, erkannte sie erschrocken, wo sich Germaine vor dem Zorn ihrer Mutter verstecken wollte. Sie griff nach der

Bedienung des Rollstuhls, aber der Stuhl hatte sich in der Rückwand verkeilt. Ein Rad steckte in einer Spalte zwischen dem metallenen Gitterwerk, und ihre Hand schwebte nur kurz über dem Knopf, der die Abfahrt des Lifts stoppen würde. Sie tastete wild an der Bedienung des Rollstuhls auf der rechten Lehne herum, aber ihre jetzt zitternden Hände
verfehlten das Ziel, und ihr stockte der Atem, als ihr klar wurde, was geschehen würde.
Dann fand sie die Bedienungsknöpfe des Rollstuhls und drückte heftig darauf.
Der Motor summte. Der Rollstuhl ruckte, bewegte sich jedoch nicht von der Stelle. Das Hinterrad blieb zwischen den verzierten Eisenstreben der Kabine eingekeilt.
Clara verstärkte ihre Bemühungen, rüttelte an dem Metallkäfig, um den Rollstuhl zu befreien, aber ihre Muskeln waren schon seit langem zu sehr erschlafft, um jetzt ihren Befehlen zu gehorchen.
Sie neigte sich vor zum Aufzugsknopf, und ihr Puls raste.
Ein stechender Schmerz zuckte durch ihren Kopf, und ihr Körper versteifte sich.
Als Germaine einen weiteren Schrei des Entsetzens ausstieß, hatte Clara das Gefühl, von einer gigantischen Faust geschlagen zu werden, und während der Schmerz durch ihren Kopf raste, sank sie im Rollstuhl zusammen.
Germaines Entsetzensschrei schwoll zu einem Aufschrei purer Qual an.
Der Schrei hallte durch die große Halle. Das Haus war davon erfüllt. Und dann endete er so plötzlich, daß sogar die folgende Stille von den Wänden widerzuhallen

schien.
Ebenso endeten das Rasseln des Aufzugs und das Stampfen der Maschine, mit dem er betrieben wurde.
Für einen Moment, der sich zu einer Ewigkeit zu dehnen schien, herrschte Stille.
Dann, als der Schmerz, der sie niedergeschmettert hatte, langsam nachließ, stöhnte Clara Wagner.
Sie wollte schreien - um Hilfe rufen -, aber sie brachte keine Worte über die Lippen.
Statt dessen nur unverständliche Laute.
Sie versuchte sich zu bewegen.
Mit dem schlimmsten Entsetzen, das sie jemals erfaßt hatte, erkannte Clara Wagner, daß sie nicht länger im Rollstuhl saß, weil sie es wollte.
Rebecca rannte, und obwohl sie nicht sehen konnte, wer sie verfolgte, wußte sie doch, wer es war.
Die dunkle Gestalt, die sie in der Nacht der Party im Haus der Hartwicks gesehen hatte, wie sie lautlos über den Zufahrtsweg geschlichen und dann im wirbelnden Schnee verschwunden war, als hätte es sie nie gegeben.
Aber heute nacht war die dunkle Gestalt hier und jagte sie.
Es gab kein Entkommen vor ihr.
Sie war in der Straße, und auf beiden Seiten gab es Häuser, die alle hell beleuchtet waren und in denen sich Leute aufhielten. Aber wenn Rebecca um Hilfe rufen wollte, war ihre Kehle wie zugeschnürt, und sie brachte keinen Ton heraus.
Beine und Füße gehorchten ihr anscheinend nicht besser als ihre Stimme. Obwohl sie so schnell rannte, wie sie konnte, bewegte sie sich kaum von der Stelle.
Sie hatte das Gefühl, in Schlamm zu versinken, und

jeder Muskel ihrer Beine schmerzte vor Erschöpfung. Und mit jeder Sekunde kam die dunkle Gestalt näher. Plötzlich verschwanden die Häuser rings um sie, und sie befand sich in völliger Dunkelheit.

Sie erschauerte, als sie spürte, daß die bedrohliche Gestalt immer näher rückte, und sie verstärkte ihre Bemühungen, stürzte durch die Finsternis, und es war ihr gleichgültig, wohin sie rannte, solange sie nur ihrem Verfolger entkam.

Sie spürte, daß auf einmal Hände nach ihr griffen und sie packten.

Sie versuchte, sich loszureißen, doch die Hände umklammerten sie härter, und dann fiel sie, und ein erstickter Schrei drang über ihre Lippen, und...

Rebecca lauschte dem schnellen Herzschlag nach, der durch die Stille im Haus zu pochen schien.

Sie hatte keine Ahnung, wie spät es war und wie lange sie geschlafen hatte. Sie hatte das Teegeschirr in die Küche gebracht und sich auf ihr Zimmer zurückgezogen. Dann hatte sie sich auf dem Bett ausgestreckt und für nur ein, zwei Minuten die Augen geschlossen, um sich zu entspannen, aber als sie vor ein paar Minuten aus dem Alptraum aufgeschreckt war, war ihr Verstand so benebelt, als hätte sie stundenlang geschlafen. Sie war sich nicht einmal ganz sicher, ob der erstickte Schrei, der sie aus dem Schlaf gerissen hatte, von irgendwo unten im Haus gekommen war oder einfach das Ende des schrecklichen Traums
gewesen war, in dem ... Aber sie konnte sich nicht an den Traum erinnern.

Jede Einzelheit war so vollständig ausgelöscht, daß sie bezweifelt hätte, wirklich etwas geträumt zu haben,

wenn sie nicht immer noch in den Klauen des Entsetzens gewesen wäre. Dennoch war sie überzeugt, daß sie durch den Alptraum wach geworden war. Als sie allmählich klarer denken konnte, drangen andere Geräusche in ihr Bewußtsein.

Vor ein paar Minuten hatte sie ein Krachen unten im Haus gehört.

Sie wäre fast nach unten gegangen, um nach der Ursache des Geräuschs zu forschen. Dann erinnerte sie sich an das schöne Taschentuch, das Oliver ihr geschenkt hatte und das Germaine ihr gleich abgenommen hatte, um es ihrer Mutter zu geben. Es *macht nichts,* sagte sie sich. *Germaine war sehr freundlich zu dir, und wenn sie das Taschentuch für* Miss *Clara will, solltest du es ihr nicht mißgönnen.*

Aber als Miss Clara es überhaupt nicht hatte haben wollen, warum hatte Germaine darauf bestanden, es für sich zu behalten?

Trotzdem solltest du runtergehen und sehen, ob du helfen kannst, wenn unten etwas nicht in Ordnung ist, ermahnte sie sich.

Dennoch zögerte sie, weil sie die sonderbare Szene im Wohnzimmer noch frisch in Erinnerung hatte.

Was war mit Germaine los gewesen?

Von dem Moment an, in dem sie die Schachtel Konfekt geöffnet hatte, hatte sie sich benommen, als wäre sie plötzlich ...

Selbst in Gedanken widerstrebte es Rebecca, das Wort zu benutzen, das ihr in den Sinn gekommen war. Doch sie fand keine andere Bezeichnung.

Es war, als wäre Germaine plötzlich verrückt geworden.

Obwohl nur ein, zwei Minuten vergangen waren, bis

Germaine aus dem Wohnzimmer geflüchtet war, hatte die Szene Rebecca Angst und Schrecken eingejagt. Als sie das Teetablett zurück in die Küche getragen hatte, waren ihre Hände so zittrig gewesen, daß sie befürchtet hatte, es fallen zu lassen. Und sie hatte immer noch überhaupt keine Ahnung, was mit Germaine passiert war.

Sie erinnerte sich, daß sie danach Glas klirren gehört hatte und ein Geräusch, das teils Schrei, teils Stöhnen gewesen war. Wenn sie nicht durch die schreckliche Szene im Wohnzimmer so erschreckt gewesen wäre, dann wäre sie hinabgeeilt, um zu sehen, was passiert war.

Aber wenn Germaine tatsächlich den Verstand verloren hatte? Wenn Germaine sie angegriffen hätte?

Während Rebeccas Überlegungen hatte im Haus ein paar Minuten lang Stille geherrscht, doch dann hatten die Geräusche wieder angefangen. Rebecca hörte Miss Clara rufen und sagte

sich, daß Germaine nicht mehr in ihrem Zimmer war und sich mit ihrer Mutter stritt. Es war besser, sich nicht einzumischen.

Zum ersten Mal seit ihrem Erwachen spürte Rebecca, daß die Spannung etwas aus ihr wich. Als sie das Rasseln des Aufzugs hörte, sagte sich Rebecca, daß der Streit zwischen Mutter und Tochter beendet sein mußte.

Plötzlich gellte ein Schrei - ein so schrecklicher Schrei, daß Rebecca erschauerte - durch das Haus.

Im selben Moment verstummte die Maschinerie des Aufzugs.

Schließlich herrschte Totenstille.

Die Stille hielt Rebecca merkwürdig in Bann. Sie

verharrte wie erstarrt neben ihrem Bett und lauschte angestrengt auf etwas, das einen Hinweis auf die Tragödie geben konnte, die diesem furchtbaren, markerschütternden Schrei vorangegangen war.
Die Stille zog sich quälend dahin, und langsam erkannte Rebecca, daß nur sie etwas daran ändern konnte.
Sie holte tief Luft, nahm ihren Mut zusammen, verließ ihr Zimmer und ging zum oberen Absatz der steilen und schmalen Treppe, die zum Zwischengeschoß hinabführte.
Ihre Schritte hallten hohl wider, als sie die kahle Holztreppe hinabstieg und in die Halle hinabspähte. Obwohl sie nichts sah, spürte sie, daß die Halle nicht leer war. Während sie auf die große geschwungene Treppe am fernen Ende des Zwischengeschosses zuging, wurde die Stille plötzlich durchbrochen.
Ein Geräusch - nicht mehr als ein leises Wimmern - drang von unten herauf.
Als sie an den Aufzugschacht gelangte, verharrte Rebecca und spähte hinunter. Eine glänzende Blutlache breitete sich auf dem Boden vor der Aufzugtür aus.
Rebecca klopfte jetzt das Herz bis zum Hals. Sie lief zum oberen Treppenabsatz. Einen Moment lang zögerte sie, weil sie instinktiv wußte, daß dort unten etwas unvorstellbar Schlimmes auf sie wartete. Sie wünschte verzweifelt, es nicht sehen zu müssen, auf ihr Zimmer zurückzukehren und sich vor dem Grauenvollen zu verstecken, das dort unten geschehen war.
Aber das konnte sie nicht.
Was auch immer es war, sie mußte ihm ins Auge sehen.
Rebecca sammelte ihren Mut, ging die Treppe hinunter und schaute auf den Aufzug.

Clara Wagner saß zusammengesunken in ihrem Rollstuhl in der Aufzugkabine.
Ihre Augen waren geöffnet und schienen Rebecca anzustarren, und ihr Mund klaffte auf. Speichel tropfte aus dem Mundwinkel.
Rebecca war überzeugt, daß sie tot war.
Die Blutlache breitete sich immer noch aus.
Das Blut kam unter dem Aufzug hervor, und für einen Augenblick konnte Rebecca nicht verstehen, was geschehen war.
Dann sah sie es.
Unter dem kleinen Zwischenraum zwischen Aufzug und Boden ragte ein Arm hervor.
Und die Hand umklammerte das Taschentuch.
Das Taschentuch, das Oliver ihr geschenkt hatte.
Rebecca war bei dem schrecklichen Anblick wie betäubt.
Schließlich ging sie über den Teppich, bückte sich und griff nach dem Taschentuch,
Germaine Wagners Finger schienen sich sogar im Tod noch fester um das kleine Leinentuch zu klammern, doch dann entspannten sie sich.
Plötzlich kam ein Strom erstickter, unverständlicher Laute aus Clara Wagners Kehle.
Rebecca zuckte wie unter einem Stromschlag zusammen und fuhr zu der alten Frau im Rollstuhl herum.
Clara Wagners Augen glühten jetzt böse, und die Finger ihrer rechten Hand zuckten krampfhaft, als versuche sie immer noch, dem Rollstuhl ihren Willen aufzuzwingen.
Entsetzt vom Anblick der alten Frau, die anscheinend vor ihren Augen von den Toten zurückgekehrt war, wich Rebecca zurück, warf sich herum und flüchtete in die Nacht hinaus.

Hilfe! Sie mußte Hilfe finden!
Sie rannte über den Bürgersteig zur Straße. Dann zögerte sie und überlegte, wohin sie sich wenden sollte.
Oliver!
Er würde ihr helfen können!
Rebecca rannte zur Ecke und die Amtierst Street hinauf. Und die Erinnerung an den Traum, die völlig verschwunden gewesen war, als sie vor nur ein paar Minuten erwacht war, kam schlagartig zurück.
Panik stieg in Rebecca auf, und plötzlich war sie von neuem in dem Alptraum gefangen. Die Dunkelheit der Nacht schloß sich um sie; sogar die Häuser an beiden Seiten der Straße schienen zurückzuweichen, sich ihrer Reichweite zu entziehen.
Abermals hatte sie das Gefühl, in Schlamm zu versinken, und jeder Muskel ihrer Beine schmerzte.
Jetzt konnte sie die Anwesenheit von etwas Furchterregendem, Bösem dicht hinter sich spüren.
Sie wollte um Hilfe schreien, doch genau wie im Traum war ihre Kehle wie zugeschnürt, und sie brachte keinen Ton heraus.
Ihr Herz hämmerte, ihre Kräfte schwanden, doch sie zwang sich, durch die Dunkelheit den Hügel hinaufzurennen.
Ein Arm griff aus der Finsternis nach ihr, legte sich um ihren Hals, und als sie endlich einen Schrei hervorbringen wollte, preßte sich die Hand auf ihren Mund.
Eine Hand mit einem Gummihandschuh.
Die dunkle Gestalt schlich durch das kalte Gebäude wie ein Panther, der sein Revier durchstreift. Alle ihre Sinne und jeder Muskel waren aufs äußerste angespannt.

Sie konnte die Eindringlinge überall spüren; es war, als ob ihr Geruch in der Luft hing. Jeder Raum, den sie betreten hatten, wirkte irgendwie entweiht, als hätten sie gestohlen, was rechtmäßig ihr gehörte.
Aber es war nichts fort.
Alles war genau dort, wo es gewesen war, abgesehen von dem Staub, den sie aufgewirbelt hatten, als sie von einem Raum zum anderen gegangen waren.
Sie hatten Türen geöffnet, die zu öffnen sie kein Recht hatten.
Sie hatten Dinge berührt, die kein anderer berühren durfte.
Sie hatten in jeden Schrank und jede Schublade gespäht und versucht, ihre Geheimnisse zu ergründen.
Wer gab ihnen das Recht, in ihr Königreich einzudringen?
Die dunkle Gestalt verfolgte sie so leicht wie ein Raubtier seine Beute, wußte so sicher, wo sie gewesen waren, als ob sie noch dort wären, schlich hinter ihnen her und beobachtete sie wachsam.
Im dritten Geschoß hatten sie am wenigsten Zeit verbracht. Sie waren nur kurz bei einigen der Räume stehengeblieben und hatten ein paar betreten. Aber das war verständlich. Dort oben war nicht viel zu sehen - dort war niemals viel gewesen.
Das wenige waren ausrangierte Kleidungsstücke, Dinge von wenig Interesse und geringem Wert.
Die Räume im zweiten Geschoß hatten sie sorgfältiger erkundet, jeden einzelnen betreten und jedes Objekt betatscht - *ihre* Objekte.
Die dunkle Gestalt wußte natürlich sofort, was sie trieben.

Sie schätzten den Wert von jedem Gegenstand, den sie fanden. Aber es hatte keine Bedeutung, was die Gegenstände in diesem Gebäude wert waren.
Die Dinge in der Irrenanstalt gehörten ihnen nicht.
Ärgerlich sagte sich die dunkle Gestalt: Alles, jedes einzelne Stück, gehört mir!
Im Erdgeschoß war es nicht so schlimm. Die Räume dort, abgeschirmt von der Außenwelt durch das große Eichenportal, waren stets voller Fremder gewesen, und die drei Personen, die dort gewesen waren, fielen nicht ins Gewicht. Als die dunkle Gestalt schnell durch die Räume schlich, war es fast, als hätte ihre Anwesenheit überhaupt nichts verändert.
In den tiefsten Räumen von allen, den versteckten Kammern im Kellergeschoß, spürte die dunkle Gestalt die verheerenden Auswirkungen der Invasion, die an diesem Tag stattgefunden hatte, am stärksten.
Ihre Stimmen schien noch von den gekachelten Wänden dieser wunderbaren, zweckdienlich ausgestatteten Kammern zu hallen, in denen die Arbeit erledigt worden war.
Als die dunkle Gestalt von einer Kammer zur anderen schlich und sich daran erinnerte, welchem Zweck sie gedient hatten, begann ihr schwelender Zorn aufzulodern, denn sie wußte tief in ihrer Seele, daß die Eindringlinge diese Räume nicht mit dem gebührenden Respekt betrachtet hatten. Sie waren von dem Anblick abgestoßen worden. Selbst jetzt hing ihr Abscheu noch wie giftiger Dunst in der Luft.
Als die dunkle Gestalt ihre Inspektion beendete, nahm ihre Empörung zu, denn sie wußte, daß diese spießigen Narren keine wahre Vorstellung von all den Ereignissen

in diesen Räumen hatten und nicht ahnten, zu welchen Zwecken diese heiligen Kammern wirklich gedient hatten.
Welche Gefühle würden sie haben, wenn sie wirklich verstanden?
Nun, bald würden sie verstehen, denn bald würden ihnen die Augen geöffnet werden.
Zufrieden untersuchte die dunkle Gestalt den verborgenen Eingang zu dem wichtigsten aller Räume und fand ihn unberührt.
Die dunkle Gestalt lächelte; diesen Raum kannte keiner außer ihr.
Dieser Raum, der die größten Schätze enthielt.
Die dunkle Gestalt nahm von einem der Regale eine Mahagonikiste und stellte sie auf den Tisch. Sie öffnete die Kiste, nahm ein altes Stereoskop aus dem größeren der beiden Fächer der Kiste und einen Stapel gewellter, vergilbter Karten aus dem kleineren. Sie legte behutsam eine der Karten in den Bildhalter des Stereoskops ein, setzte das Instrument an die Augen und spähte durch die Linsen. Es fiel gerade genug Licht des abnehmenden Mondes durch das Fenster, um das Bild zu erhellen.
Sie sah in einen altmodischen Raum, vollgestopft mit Sofas und Sesseln und verzierten Tischen, die voller Nippsachen waren. Die Illusion der Dreidimensionalität war so vollkommen, daß die dunkle Gestalt fast das Gefühl hatte, sie könne den Raum betreten und eines der Objekte in die Hand nehmen.
Das war natürlich nicht möglich.
Schließlich diente das Stereoskop nur der Unterhaltung, und die Bilder, die es bot, waren nichts als Illusionen.
Dennoch würde dieses Spielzeug ein perfektes Geschenk

sein...
FORTSETZUNG FOLGT